



NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Frau, die zweimal starb

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die Frau, die zweimal starb

John Sinclair Nr. 356

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 30.04.1985

Titelbild von Jordi Longaron

Sinclair Crew

Die Frau, die zweimal starb

Die Großen Alten waren besiegt!

Krol, Kalifate, Hemator, Gorgos und der Zwilling des Eisernen Engels existierten nicht mehr. Sie hatten versucht, die Hölle zu stürzen, aber den Kampf verloren. Einer jedoch hatte überlebt.

Der Namenlose, der Gefährlichste und Geheimnisvollste von ihnen. Viele wußten nicht, daß er doch einen Namen besaß.

Er nannte sich Spuk!

Daß er noch existierte, machte die Sache nicht gerade leichter für seine Gegner, denn jetzt konnte er schalten und walten, wie er wollte. Wie der Teufel persönlich würde er in das Schicksal der Welt eingreifen und versuchen, die Macht an sich zu reißen…

Ein Ziel hatte er nicht erreicht.

Der Würfel des Unheils befand sich nach wie vor in den Händen der ehemaligen Hexe Jane Collins und sorgte dafür, daß sie auch ohne Herz am Leben blieb.

Und er hatte es nicht geschafft, den Bann um Suko, den Yard Inspektor, aufrechtzuerhalten. Es war den Freunden des Chinesen in der Gruft der wimmernden Seelen gelungen, ihn davon zu befreien.

Die Fronten waren also geklärt, die drei Parteien standen sich wieder gegenüber, wobei die Hölle als dritte Kraft zählte.

Jeder versuchte, eine Blöße bei dem anderen zu entdecken, und ein jeder wollte den Feind vernichten.

Der eine mit der reinen Gewalt, der andere mit Hinterlist, Tücke und Verschlagenheit, und die dritte Gruppe versuchte es zunächst durch reines Nachdenken.

Deshalb hatten sich Suko, Myxin, der Magier, Kara und Sukos Freundin Shao in deren Wohnung zusammengesetzt, um über die Zukunft zu beratschlagen.

Suko war wieder okay. Die ärztliche Untersuchung hatte nichts Nachteiliges mehr ergeben, so daß er sich beruhigt auf seine neuen Aufgaben konzentrieren konnte.

Darüber war nicht nur er froh, auch seiner Freundin Shao war ein Stein vom Herzen gefallen.

Einer allerdings fehlte in der Runde.

John Sinclair, der Geisterjäger. Die vier Freunde hofften, daß er bald wieder nach London zurückkehrte, denn ein Fall hatte ihn nach Rumänien geführt.

Was ihm dort widerfahren war und ob er den Fall gelöst hatte, wußte niemand. Man drückte ihm jedoch die Daumen und wollte, wenn er zurückgekehrt war, ihn so rasch wie möglich einweihen.

»Ich freue mich«, sagte Shao, »daß wir alle gesund zusammensitzen. Es hätte viel schlimmer kommen können.«

Niemand widersprach der Chinesin. Sie kam nicht mehr dazu, noch einen Satz hinzuzufügen, denn das Telefon summte. Da Suko dem Apparat am nächsten saß, hob er ab, meldete sich und sagte kurz danach: »Guten Abend, Sir James.«

Die übrigen drei warfen sich bedeutsame Blicke zu, denn jeder von ihnen wußte, wer da angerufen hatte.

Superintendent Sir James Powell, John Sinclairs und Sukos Chef.

Wenn der außerhalb der Dienstzeit anrief, war meistens etwas im Busch, deshalb wurden die Gesichter der Anwesenden auch gespannt. Die drei lehnten sich zurück, so daß das Licht der über dem Tisch hängenden Lampe sie nicht mehr erreichte und ihre Gesichter im Schatten blieben.

»Ja, Sir, ich höre«, sagte Suko und begann zu lächeln. Für die

anderen der Beweis, daß es keine allzu schlechte Nachricht sein mußte. »Gut, Sir, dann ist die Sache also erledigt.« Eine kurze Pause, dann fragte Suko: »Wann können wir ihn zurückerwarten?«

»Morgen früh«, hörte der Inspektor die Stimme seines Chefs. »Ich schicke einen Wagen nach Heathrow rüber.«

»Danke, Sir.«

Auch der Superintendent verabschiedete sich, und Suko legte langsam den Hörer auf.

»Nun?« fragte Shao.

Ein breites Lächeln huschte über die Lippen des Chinesen. »John hat die Sache geklärt. Er befindet sich schon auf dem Rückweg. Morgen früh wird er eintreffen.«

Die Freunde freuten sich über die gute Nachricht, und Kara wolltewissen, um was es eigentlich bei dem Fall gegangen war.

»Wenn mich nicht alles täuscht«, erklärte Suko, »handelt es sich um Nachzehrer.«

»Das sind ja Ghouls!« rief Shao und verzog das Gesicht.

»So ähnlich.«

Die Chinesin schüttelte sich. »Es gibt nichts Schlimmeres als Ghouls und Nachzehrer. Scheußlich. Vampire kann ich auch nicht ab, Werwölfe ebenso, aber Ghouls oder Nachzehrer sind wirklich die widerwärtigsten Dämonenabarten.«

Suko winkte ab. »Es ist ja vorbei. Wir können uns also um neue Probleme kümmern.«

»Meine ich auch.« Die Worte hatte Myxin gesprochen. Der kleine Magier hatte sich bisher zurückgehalten, weil er den anderen den Vortritt lassen wollte. Nun nickte er Kara zu, die aber schüttelte den Kopf.

»Nein, sprich du.«

»Also gut.« Myxin schaute zur Decke. »Die Lage ist seit der Vernichtung der Großen Alten im Prinzip einfacher geworden, weil wir uns auf weniger Gegner konzentrieren können. Trotzdem dürfen wir nicht übermütig werden. Was haben wir eigentlich erreicht? Der Spuk lebt noch, das Rätsel um seine Gestalt ist gewissermaßen nur ein wenig gelüftet worden. Wir wissen; daß er sich hinter dem Begriff Namenloser versteckt hat, und wir wissen ferner, daß er noch nicht aus dem Rennen ist. Noch längst nicht, möchte ich hinzufügen. Hat er sich zuvor zurückgehalten, wird er immer wieder nach neuen Möglichkeiten suchen, um den Würfel des Unheils in seinen Besitz zu bringen. Daß wir ihm dabei in die Quere kommen, liegt auf der Hand. Dementsprechend werden die Auseinandersetzungen werden, die wir mit ihm bekommen. Das also haben wir nicht erreicht. Und wir haben auch das zweite Ziel nicht erreicht. Da der Spuk noch existiert, der sechste Große Alte demnach lebt, ist es uns leider nicht möglich

gewesen, die stummen Götter zu erwecken. Nach wie vor hält sie der Bannstrahl der längst vernichteten Großen Alten gefangen. Kommen wir zu Punkt drei. Das ist der Eiserne Engel. Er konnte zwar seinen Zwillingsbruder vernichten, aber er hat auch eine seiner stärksten Waffen verloren, und zwar das magische Pendel. Er setzte es gegen Hemator ein, um damit das Leben unseres Freundes John Sinclair und des kleinen Ali zu retten, den wir zum Glück vorerst bei den Conollys untergebracht haben.«[1]

»Weshalb bist du heute nur so pessimistisch?« unterbrach Shao Myxins Rede. Sie fühlte sich im Gegensatz zu ihm euphorisch, nachdem sie erfahren hatte, daß mit Suko alles in Ordnung war.

Fast unwillig schüttelte der kleine Magier mit der grünlich schimmernden Haut den Kopf. »Nein, Shao, so darfst du das wirklich nicht sehen. Ich bin kein Pessimist, sondern Realist. Wäre ich pessimistisch eingestellt, hätte ich mich längst irgendwo verkrochen und andere meine Arbeit erledigen lassen.«

Shao nickte. »Verstehe. Entschuldigung.«

»Unsinn.« Myxin wehrte ab. »Wir sind doch Freunde und können uns einiges sagen. Also, der Eiserne Engel hat sein magisches Pendel verloren, und ich weiß nicht, ob er eine Waffe findet, die dem Pendel ungefähr entspricht. Er wird sich bestimmt auf die Suche begeben und fällt meiner Ansicht nach erst einmal aus. Die Hölle besteht weiterhin. Luzifer hat sich kurz gezeigt, wird sich möglicherweise wieder zurückziehen und seinem Atlatus Asmodis das Feld überlassen, der leider in Lilith, der Großen Mutter, eine nicht zu unterschätzende Hilfe besitzt. Das alles will ich einmal dahingestellt sein lassen. Ich komme zu dem Komplex Atlantis. Es ist euch doch klar, daß mit der Vernichtung der Großen Alten dieses Thema längst nicht erledigt ist. Atlantis hat einfach zu viele Spielarten des Bösen besessen und ist dabei, wieder aufzuerstehen, um in den Kreislauf der jetzigen Welt einzugreifen. Soweit alles klar?«

»Sicher«, sagte Suko. »Rede weiter.«

»Und deshalb wird der Spuk auch versuchen, diese Kräfte zu reaktivieren. Er hat sich bisher als dritte Kraft zwischen der Hölle und Atlantis geschoben. Jetzt repräsentiert er als einziger diesen Kontinent, wobei ich davon überzeugt bin, daß er alles unter Kontrolle bekommen will, was mit Atlantis zu tun hat. Da schließe ich nicht einmal die magischen Steine aus, die zu unserer Heimat geworden sind. Sie sind jedoch nicht der einzige Rest dieses ehemals so stolzen Kontinents. Es gibt noch andere Erben oder Erbstücke.«

»Hast du da einen bestimmten Verdacht?« fragte Suko.

»Den habe ich tatsächlich. Kara und ich sind nicht die einzigen, die die große Katastrophe überlebt haben. Es muß noch andere Menschen geben, die das Blut der alten Atlanter in sich spüren. Eigentlich ist es

ja unsere Aufgabe gewesen, diese Personen aufzuspüren, das ist uns kaum gelungen, weil wir eben durch andere Dinge, die ihr ja selbst miterlebt habt, abgelenkt worden sind. Wir haben uns nun entschlossen, uns dieser neuen Aufgabe mit allen Kräften zu widmen. Das heißt, wir wollen versuchen, Personen zu finden, die mit dem versunkenen Kontinent in einer mittel- oder unmittelbaren Beziehung gestanden haben. Das ist unser großes Ziel.«

»Und welch einen Sinn soll es haben?« fragte Suko.

Myxin lächelte schmal. »Ein guter Satz, wirklich. Ich möchte gewissermaßen die Spreu vom Weizen trennen. Das heißt, ich will herausfinden, wer alles ein Erbe des Kontinents ist, dann, ob er schon so lange lebt wie wir oder ob er nur noch das Blut der alten Atlanter in sich spürt. Und außerdem will ich erfahren, auf welcher Seite diese Personen stehen. Ob sie dem Spuk dienen oder einer gerechten Sache.«

»Dann gehst du davon aus, daß der Spuk ungefähr das gleiche versuchen wird«, vermutete Suko.

»Das ist richtig.«

»Und wir müßten schneller sein.«

»Stimmt auch«, erklärte Myxin.

Der Inspektor nickte. »Ich finde ja alles toll, was du uns da eben erzählt hast. Dabei wünsche ich euch und uns sehr viel Glück, nur wirst du auf unsere Hilfe zwar rechnen, aber nicht immer auf sie bauen können, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Noch nicht.«

Kara sprang ein. »Das ist leicht, Myxin. Suko meint, daß er auch einen anderen Beruf hat und sich nicht ausschließlich um atlantische Probleme kümmern kann.«

Heftig winkte der kleine Magier ab. »Das habe ich vorausgesetzt. So etwas ist für mich selbstverständlich. Ich wollte es euch auch nur verständlich machen. Dabei wird es auch passieren, daß sich unsere Fälle kreuzen. Zudem haben Kara und ich beschlossen, uns nicht mehr so stark zurückzuhalten, wie wir es früher getan haben. Es muß etwas geschehen, und zuerst brauchen wir die Menschen, die so ähnlich sind wie Kara und ich.«

Der Inspektor lächelte. »Ich kenne dich lange genug, Myxin, um zu wissen, daß du, wenn du eine solche Rede hältst, nicht auch einen Trumpf im Ärmel hast. Stimmt's?«

»In der Tat«, gab der kleine Magier nickend zu. »Ich habe einen Trumpf im Ärmel.«

»Und der wäre?«

»Er hat sogar einen Namen. Der Trumpf ist eine Frau. Sie heißt Gabriela di Fanti…«

»Moment mal«, sagte Shao und setzte sich kerzengerade hin, wobei

sie den ihr gegenübersitzenden Myxin starr anschaute.

»Haben wir den Namen nicht schon gehört?«

Der Chinese nickte. »Ja, in letzter Zeit sogar. Ich habe sogar etwas darüber gelesen. Jetzt noch… im Krankenhaus. Da stand etwas in den Zeitungen.«

Myxin übernahm wieder das Wort. »Du brauchst nicht so lange herum zu rätseln, ich will es dir sagen. Gabriela di Fanti ist eine der begabtesten Pianistinnen, die die Musikwelt im Moment zu bieten hat.«

»Stimmt, jetzt weiß ich's wieder. Und diese di Fanti tritt hier in London auf.«

»Genau.« Myxin lächelte. »Sogar heute abend.«

»Aber was hat sie, oder was hat ihr Klavierspiel mit dem alten Atlantis zu tun?« fragte Shao. »Da komme ich noch nicht mit.«

»Ich habe keinen Beweis dafür, aber ich spüre, daß Gabriela di Fanti einfach zu uns gehört. In ihren Adern fließen Reste des atlantischen Blutes. Daß es so etwas gibt, wißt ihr auch. Denkt an die Rockband, die damals in Spanien aufgetreten ist.«

»Stimmt«, sagte Suko, »und in der Leichenstadt trafen wir sie dann wieder.«[2]

»Weshalb soll es sich bei Gabriela di Fanti anders verhalten?«

»Immer sind es Künstler«, meinte Shao und fügte noch einen Satz hinzu. »Fragt sich nur, auf welcher Seite sie steht?«

Myxin hob die Schultern. »Das wissen weder Kara noch ich genau. Wir müßten sie näher kennenlernen.«

»Wird schwer sein«, redete Suko gegen. »Diese di Fanti ist abgeschirmt wie ein kostbarer Edelstein. Man sagt, sie sei sehr scheu und würde sich so gut wie nie der Presse stellen.«

»Wir wollen sie auch nicht erschrecken«, gab Kara zu, »sondern völlig normal an sie herankommen. Das wäre doch eine Aufgabe für dich, Suko. Du bist Polizist.«

»Aber nur ein kleiner.«

»Du kannst dir ja Hilfe holen«, schlug Kara vor.

»Hilfe? Bei wem?«

»Denk mal an einen gewissen Reporter, der ebenfalls tausend Beziehungen hat.«

»Ah, Bill Conolly.«

Kara lächelte. »An ihn habe ich gedacht.«

Myxin überlegte einen Moment und nickte. »Okay, ich werde ihn anrufen. Wann wollt ihr euch denn treffen?«

»Noch an diesem Abend!« erklärte der kleine Magier.

»Was? Nein, das wird nicht möglich sein. Die gibt doch ihr Konzert.« Suko schaute auf seine Uhr. »Das fängt in einer Stunde an, soviel ich gehört habe…«

»Dann wird es Zeit, daß du mit Bill redest«, sagte Shao. »Komm, Suko, ruf ihn mal an!«

»Ja, ja, mach ich gern. Ich hoffe nur, daß alles glattgeht.« Er schüttelte den Kopf, als er die Nummer der Conollys tippte. Sehr schnell wurde abgehoben.

»He, Bill, du klingst so hastig. Bist du in Eile?«

Suko hörte sich die Antwort an und fragte ein paarmal. »Was? Das ist nicht möglich.« Dann deckte er die Sprechmuschel ab und beugte sich zu den anderen hin. »Ihr könnt es euch nicht vorstellen, aber die beiden Conollys haben Karten für das heutige Premierenkonzert der Gabriela di Fanti…«

***

Das halbe Dorf war auf den Beinen, als ich zum Bahnhof ging. Inzwischen wußte es auch die letzte Katze, daß es Frantisek Marek und mir gelungen war, die Nachzehrer zu vernichten und damit den Ort Hacea von dieser Brut zu befreien.

Nicht nur der Fall selbst war anstrengend gewesen – zum Glück hatte es keinen Toten gegeben –, auch was danach kam, hatte mich persönlich sehr hart mitgenommen.

Es war die Siegesfeier gewesen.

Mein Gott, hatte ich geschluckt. Diesen Gang über den Weihnachtsmarkt würde ich nie vergessen, das heißt, das letzte Drittel schon, denn da hatte ich fast einen Blackout. Gesichter, Lichter, Trinksprüche, das alles hatte sich zu einem furiosen Wirbel vereinigt, dem das Erwachen folgte. Der Kater hockte mir im Nacken, wollte einfach nicht weichen, und so dauerte es einen halben Tag, bis ich mich schließlich erholt hatte.

Mittlerweile hatte Marek ein Gespräch nach London angemeldet.

Der Pfähler fühlte sich besser als ich. Kein Wunder, er war das Selbstgebrannte Zeug schließlich gewohnt und nahm Obst sowieso am liebsten in flüssiger Form zu sich.

Mit dem Zug mußte ich wieder zurück und konnte anschließend mit einer Militärmaschine weitergeflogen werden. Es war alles ein wenig kompliziert, ließ sich aber nicht ändern.

Der Zug fuhr am frühen Nachmittag ab. Bis zum Bahnhof hin eskortierte man mich, es fehlte nur noch eine Musikkapelle. Darauf hatte man zum Glück verzichtet.

Mir brummte noch immer der Schädel. Vielleicht auch wegen der Nachwirkungen des Schlages, der mich ins Reich der Träume geschickt hatte, denn die Alkoholverdunstungsstunde lag mittlerweile hinter mir.

Der Zug war noch nicht eingefahren. Wir standen auf dem Bahnsteig und froren.

Es war zugig hier und auch kälter geworden. Die fernen Berge verschwammen im Nebel. Überall lag Schnee, und nur die Gleise sahen aus wie braune Lineale, die in ein weites, flaches Land vorstießen, um den Horizont erforschen zu wollen.

Noch einmal stellte man mir Fragen. Man erkundigte sich nach meinen Abenteuern, und ich gab Antworten, so gut ich konnte, ohne zuviel zu verraten.

Wie es aussah, würden sich die Leute an Marek halten, wenn ich unterwegs war. Der Pfähler konnte ihnen genug berichten, auch von unseren Vampir-Abenteuern, die wir gemeinsam erlebt hatten.

Der Schnee knirschte bei jedem Schritt.

Ich trat auf der Stelle, hauchte manchmal in meine Hände und hörte Marek leise lachen. »Ja, der Winter in diesem Land ist hart. Er dauert manchmal sehr lange. Oft bis in den April hinein. Wenn du Sonne haben willst, mußt du ans Schwarze Meer fahren.«

»Ja, besuchen Sie uns im Sommer«, sagte einer der Polizeibeamten. »Wir würden uns freuen.«

»Urlaub ist Luxus«, erwiderte ich.

Jemand hielt mir eine Flasche hin. Der gute Mann hatte wohl gesehen, daß ich fror.

»Hier, nehmen Sie einen Schluck.«

Entsetzt winkte ich ab und schüttelte heftig den Kopf. »Wollen Sie mich vergiften?«

Die Umstehenden lachten, als sie das hörten, und in ihr Lachen gellte der Pfiff der Lok.

Der Zug kam.

Ich fuhr noch mit einer herrlich alten Dampflok, die ihren weißen Qualm wolkenartig aus dem Schornstein in die Luft pumpte. Die Wagen kamen mir vor, als entstammten sie noch aus den Anfängen unseres Jahrhunderts.

Ich besaß eine Fahrkarte für die 1. Klasse und würde dort bestimmt ein Abteil für mich haben. Hundertprozentig fit fühlte ich mich noch immer nicht. Deshalb hatte ich mir vorgenommen, im Zug einige Zeit die Augen zu schließen.

Wir traten von der Bahnsteigkante zurück und schauten dem schwarzen Ungetüm von Lok entgegen, die immer größer wurde.

Fauchend, zischend und rumpelnd rollte der Zug in den kleinen Bahnhof. Aus einem schmalen Fenster schaute der Kopf des Lokführers. Der Mann grinste, als er die zahlreichen Menschen sah.

»Ja, mein Freund«, sagte Marek, »dann müssen wir uns verabschieden.«

Er legte mir beide Hände auf die Schultern. »Mach's gut, Geisterjäger, und grüße mir deine Freunde.«

»Danke, Frantisek. Halte auch du die Augen offen.«

»Sicher. Bald ist Weihnachten«, sagte er plötzlich. »Ich hätte es gern mit Marie gefeiert.« Er hob die Schultern, und ich sah plötzlich Tränen in seinen Augenwinkeln.

Tief holte ich Luft. Marek hatte es noch immer nicht überwunden, daß seine Frau den Tod gefunden hatte. Und zwar durch meine Hand. Ich hatte sie erlösen müssen, da sie zu einem Vampir geworden war. Diese Tat hatte zu den schlimmsten meines Lebens gehört.

»Es tut mir leid«, preßte ich hervor. »Wenn du nach London kommen willst, wir schicken dir gern eine Flugkarte.«

»Nein, John, einen alten Baum verpflanzt man nicht. Mein Platz ist hier in Rumänien. Ich werde nach Petrila zurückkehren. Dort habe ich gute Freunde. Am Heiligen Abend und zu Weihnachten werde ich dann zum Grab gehen. Alles Gute.« Er umarmte mich.

Verdammt, ich hatte mich an den guten Marek gewöhnt. Wenn ihm etwas passierte, nicht auszudenken! Dachte ich an Rumänien, dann auch an Marek und nicht an Dracula wie die meisten Menschen.

Jeder wollte mir die Hand geben. Das schaffte ich nicht, denn der schrille Pfiff der Lok hallte über den Bahnsteig. Ein Zeichen, daß der Zug abfahrbereit war.

Ich stieg ein.

Der Erste-Klasse-Wagen befand sich genau vor mir. War es draußen kalt gewesen, so kam mir das Abteil überheizt vor.

Schnell ging ich zum Fenster und drückte es nach unten. Frische Luft strömte in das Abteil. Ich schaute auf die Gesichter meiner Begleiter. Hände streckten sich mir entgegen, die ich schüttelte.

Marek hatte sich ein wenig abseits aufgebaut. Ein verlorenes Lächeln lag auf seinen Lippen. Der Wind spielte mit den eisgrauen Haaren. Er hatte eine Hand erhoben und winkte.

Durch den Zug ging ein Ruck. Die Wagen schienen sich regelrecht zu schütteln, ich vernahm das wuchtige Stampfen der Lok, dann setzte sich der Zug rumpelnd und schaukelnd in Bewegung.

Das Fenster ließ ich offen. Der Bahnsteig huschte vorbei, das Gebäude, der Wasserturm und die Menschen wurden kleiner. Fahrtwind biß in mein Gesicht, und noch immer winkte ich den Einwohnern des Dorfes zu. Dann konnte ich auch sie nicht mehr sehen, und die schneebedeckte Weite des Landes nahm mich und den Zug auf.

Ich stieß das Fenster wieder zu und nahm Platz. Meine Haut war kalt und brannte trotzdem, weil der scharfe Wind so stark hineingebissen hatte. Ich sank tiefer im Sitz ein, die Polsterung war durchgesessen, darüber wollte ich mich nicht beschweren, schließlich hatte ich wieder ein Abteil für mich.

Natürlich waren noch andere Menschen in den Zug gestiegen.

Vor allen Dingen Familien, die dem Weihnachtsmarkt von Hacea

einen Besuch abgestattet hatten. Sie aber hielten sich in den vorderen Wagen auf, während sich meiner im letzten Drittel des Zugs befand.

Ich gewöhnte mich allmählich an das Schaukeln des Zuges, streckte die Beine aus und lehnte mich zurück.

An Zugfahren und an die so typischen Geräusche kann man sich gewöhnen, so daß es mir nicht einmal schwerfiel, die Augen zu schließen. Sekunden später übermannte mich der Schlaf, wobei ich spürte, daß ich mich noch nicht so richtig erholt hatte.

Ich merkte nicht, daß der Zug hielt, auch das ruckartige Anfahren nahm ich nicht wahr, nur schreckte ich später grundlos hoch, schaute mich um – und sah überhaupt nichts.

Das hatte seinen Grund.

Wir durchführen einen Tunnel, und kein Licht brannte in den Abteilen.

Ich warf zuerst einen Blick durch das Fenster und danach einen auf die Leuchtziffern meiner Uhr.

Über eine Stunde hatte ich geschlafen, und wir befanden uns bereits mitten in den Bergen. Hin und wieder huschten Lichter an der Scheibe vorbei. Es war die Notbeleuchtung im Tunnel, die einen rötlich flackernden Schein abgab. Aus den anderen Wagen hörte ich Stimmen. Die der Kinder übertönten alle. Die Kleinen hatten Spaß, wenn sie einen Tunnel durchführen.

Es wurde heller, dann grau, und schließlich hatten wir den Tunnel verlassen. Die Gegend zeigte ein anderes Gesicht. Bergiger war es geworden. Überall lag Schnee. Auf den Hängen, den Spitzen der Nadelbäume und auf den Dächern der kleinen Häuser. Wir fuhren durch einen Ort. Kinder winkten dem Zug zu, ich grüßte zurück.

Und weiter ging die Fahrt. Wo wir uns befanden, wußte ich nicht, aber ich spürte, daß mir der kurze Schlaf gutgetan hatte und allmählich wieder meine Energie zurückkehrte.

Meine Glieder reckte und streckte ich, rieb mir den letzten Schlafdreck aus den Augen und verspürte Hunger. Einen Speisewagen gab es nicht, Proviant hatte ich auch nicht mitgenommen, so blieb mir nichts anderes übrig, als noch zu warten.

Die Strecke stieg an. Die Lok keuchte, wir wurden langsamer. Ich konnte mir die Gegend anschauen und ein herrliches Winterpanorama genießen.

Über uns lag ein grauer Himmel. Die Sonne kam nicht richtig durch, weil ihre Strahlen durch Dunstschwaden gefiltert wurden.

Da es mir zu warm war, öffnete ich das Fenster einen Spalt. Kalter Wind pfiff in das Abteil. Ich stand auf, ging ein paar Schritte, hörte einen schrillen Pfiff und stellte fest, daß der Zug in einen Bahnhof einlief.

Ich blieb am Fenster stehen. Der Ort sah so ähnlich aus wie Hacea,

nur verteilten sich hier die Häuser auch an den langen Berghängen. Telegrafenmasten sahen aus wie lange Arme. Wir passierten auch einige lange Baracken, die auf einem umzäunten Gebiet standen.

Es waren Kasernen. Ich sah Militärfahrzeuge vor den Häusern stehen. Dann erreichten wir den Bahnhof. Er war größer als der von Hacea. Auf dem Bahnhofsgebäude wehte die rumänische Flagge stolz an einem Mast im Winterwind.

Zahlreiche Fahrgäste stiegen aus, nur wenige ein. Unter anderem fünf Soldaten, die ihr Gepäck in Rucksäcken mit sich schleppten. Ich hatte das Fenster geöffnet und ließ die frische Luft in das Abteil strömen.

Dabei schaute ich auch nach rechts in Fahrtrichtung. In der relativ klaren Luft konnte ich ziemlich weit schauen. Ich sah hinter dem Bahnhof den hohen Berg, der auf dem Schienenstrang zu stehen schien.

Da dies nicht möglich war, rechnete ich damit, wieder in einen Tunnel zu fahren.

Ein Pfiff gellte.

Türen wurden geschlossen. Der Zugführer ließ seine kontrollierenden Blicke noch einmal über den Bahnsteig gleiten, fand alles in Ordnung und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Ich trat einen halben Schritt zurück und zog die Scheibe nach oben. Danach ließ ich mich wieder in den Sitz fallen, machte es mir bequem und dachte daran, daß mir bis Klausenburg noch fast eine Stunde Zeit blieb. Danach ging es dann mit dem Flugzeug weiter.

Ich schaute wieder aus dem Fenster, sah den Bahnsteig vorbeihuschen und nahm ihn eigentlich nicht wahr, weil sich meine Gedanken bereits mit London beschäftigten und ich auch überlegte, was wir mit Ali, dem vierzehnjährigen Jungen, machen sollten. Wir konnten ihn schlecht in London behalten, auch wenn sich die Conollys bereiterklärt hatten, ihn vorerst bei sich aufzunehmen.

Der Bahnhof verschwand hinter uns, die Berge rückten näher, und nach einem schrillen Warnpfiff schluckte uns der Tunnel.

Schlagartig wurde es wieder finster. Die Wagen schaukelten über die Gleise. Von der Hinfahrt wußte ich noch, daß wir jetzt durch den längsten Tunnel auf der Strecke fuhren.

Ich hatte mich entspannt hingesetzt, dachte an nichts Böses, und wurde Sekunden später von den Ereignissen voll überrumpelt.

Jemand hatte die Notbremse gezogen.

Eine Sekunde später war das Chaos perfekt!

***

Bill Conolly schaute auf seine Uhr.

»Was hast du?« fragte Sheila.

»Ob ich sie jetzt besuche?«

Sheilas Gesicht drückte Zweifel aus. »Wie? Vor dem Konzert noch?«
»Ja.«
»Das kannst du doch nicht machen, Bill.«
»Wieso nicht? Wir haben fast noch eine halbe Stunde Zeit. Ich will ihr auch nur sagen, daß sie nach dem Auftritt auf mich warten soll. Das ist alles.«
»Und du meinst wirklich, das tut sie?«
Bill grinste wie das berühmte Honigkuchenpferd. »Bei meinem Charme sicherlich.«
»O Gott, mir wird ganz anders«, stöhnte Sheila und preßte ihren Handballen gegen die Stirn.
»Du kannst ja schon in den Saal gehen und den Platz anwärmen. Ich komme in einer Viertelstunde.«
Sheila stöhnte auf. »Meinetwegen. Ich weiß ja Bescheid. Wenn ich dir deinen Wunsch nicht erfülle, bist du den ganzen Abend über sauer. Schließlich kenne ich dich lange genug.«
»Das ist nett.«
»Geh schon und lasse deinen Charme spielen!« lachte die blonde Sheila, die an diesem Abend eine schwarze Hose trug und über dem ebenfalls schwarzen Top eine rote Seidenjacke gestreift hatte, die ihr über die Taille reichte.
»Ich danke dir. Bis gleich.«
Bill, im dunkelblauen Anzug, verschwand. Er wunderte sich wieder einmal, wie das Schicksal seine Fäden gezogen hatte. Da wollte er mit seiner Frau zu einem Klavierkonzert gehen, schon rief Myxin an und erkundigte sich, ob Bill mit der Pianistin ein paar Worte wechseln und sie zu einem Treffen mit dem kleinen Magier überreden konnte.
Irgendwie war das verrückt, aber Bill liebte diese Dinge. Er war ein Action-Mann, bei ihm mußte immer etwas los sein, sonst war das Leben viel zu langweilig.
Das Foyer, in dem die Besucher des Konzerts flanierten und sich von anderen bestaunen ließen, lag oberhalb der kleinen Konzerthalle. Um den Raum zu erreichen, mußte man eine Treppe hinuntergehen. Aber hier ging man ja nicht, sondern schritt, deshalb fiel Bill Conolly auf, als er sich so hastig bewegte.
Er wußte zwar, wo das Podium und damit auch die Bühne lag, wie er zu den Garderoben kam, war ihm leider unbekannt. Deshalb blieb ihm nichts anderes übrig, als sich durchzufragen.
Ein Saaldiener schaute ihn scharf an, denn mit einer Antwort wollte er nicht herausrücken.
»Presse«, erklärte Bill und holte seinen Ausweis hervor. »Ich habe mit der Gabriela di Fanti noch etwas zu bereden.«
»Jetzt?«
Bill lachte entwaffnend. »Kein Interview, nur eine Verabredung für

die Zeit nach der Vorstellung.«

»Na ja, ich will es Ihnen mal glauben.«

»Das ist nett.«

Der Mann deutete über seine Schulter hinweg. »Gehen Sie den Gang durch bis zu der braunen Tür. Sie ist nicht verschlossen. Dahinter liegen die Garderoben.«

»Vielen Dank.« Für die freundliche Auskunft drückte der Reporter dem Mann noch ein Trinkgeld in die Hand. Er ging weiter und erreichte die entsprechende Tür.

Sie war tatsächlich nicht abgeschlossen. Als Bill sie geöffnet und über die dahinterliegende Schwelle getreten war, bekam er das Gefühl, in einer anderen Welt gelandet zu sein.

Kein Glamour mehr, kein Teppich, keine flüsternden Stimmen oder strahlende Kronleuchter.

Statt dessen kahle Mauerwände, an einigen Stellen mit Plakaten verschönert, trübes Licht und zwei Männer in grauen Kitteln, die Sandwichs aßen.

Sie schauten in Bills Richtung. »Wo wollen Sie denn hin?« fragte einer von ihnen kauend.

»Zu Gabriela di Fanti.«

»Angemeldet?«

»Ja.«

Der Mann schluckte seinen Bissen herunter. »Kann jeder sagen.«

»Ich bin von der Presse«, erklärte Bill und zeigte seinen Ausweis.

Die beiden lachten. »Die di Fanti ist aber pressescheu, mein Lieber. Das wird nichts. Solche Ausreden fruchten bei uns nichts. Was meinen Sie, wie viele Typen es schon auf diese Art und Weise versucht haben. Nicht mit uns, Mister.«

»Aber ich…«

»Nein, verdammt.« Der Sprecher rieb sich die Hände am Kittel ab.

»Mit uns geht so etwas nicht. Und jetzt verschwinden Sie. Haben wir uns verstanden?«

»Hören Sie«, sagte Bill. »Ich will nur einige Minuten. Es ist wirklich dringend.«

»Morgen!«

Bill wollte nicht weichen, auch dann nicht, als die beiden Kerle eine drohende Haltung einnahmen.

Sollte er es wirklich auf eine körperliche Auseinandersetzung ankommen lassen? War das die Sache überhaupt wert? Er dachte an die Worte des kleinen Magiers. Sie hatten eine gewisse Dringlichkeit besessen, wahrscheinlich war er sehr verlegen darum, Kontakt mit Gabriela di Fanti zu bekommen. Weshalb er es nicht selbst versucht hatte, war dem Reporter ein Rätsel. Schließlich besaß Myxin viel mehr Möglichkeiten, auch durch seine magischen Kräfte.

Dennoch hatte er Bill gebeten, den Kontakt aufzunehmen. Wahrscheinlich wollte er nicht auffallen.

»Wollen Sie jetzt gehen, Mister?« Die Stimme des Sprechers hatte einen drohenden Unterton bekommen.

Bill war kein Angsthase, dennoch fragte er sich, ob er gegen diese beiden Typen ankommen würde. Sie waren sehr kräftig. Wahrscheinlich stellten sie, wenn sie gerade mal keine Leibwächter spielten, die Kulissen auf der Bühne um.

Bill konnte sich um eine Entscheidung herumdrücken, denn durch das Öffnen einer Tür wurde die Lage entschärft.

Da die Tür quietschte, war dies auch von den beiden Leibwächtern vernommen worden, die mit dem Rücken zu ihr standen. Sie drehten sich um, Bill schaute an ihnen vorbei, und die drei Männer sahen Gabriela di Fanti. Neben der offenen Tür war sie stehengeblieben. Eine Hand hatte sie gegen die Kante gelehnt.

Sie schaute ein wenig irritiert, bevor sie eine Frage stellte. »Was ist denn hier los?«

»Der Kerl hier will zu Ihnen«, erklärte der Sprecher, noch bevor Bill ein Wort hatte sagen können.

»Zu mir?«

»Ja, ja!« rief Bill. »Ich komme in einem bestimmten Auftrag, bin Reporter.«

»Sie wissen doch, daß ich mit der Presse kaum Kontakt pflege«, erklärte die Frau.

»Das ist richtig. Ich will Sie auch nicht interviewen, sondern nur einen Termin ausmachen und Ihnen von einem gemeinsamen Freund etwas bestellen. Bitte, Miß…«

Mit der flachen Hand bekam der Reporter einen Stoß gegen die Brust. »Hast du nicht gehört, was die Lady gesagt hat? Sie mag keine Zeitungsschmierer, und wir auch nicht.«

»Moment mal…«

»Kommen Sie!«

Gabriela di Fanti hatte die Worte gesprochen und überraschte damit die drei Männer.

»Meinen Sie das wirklich, Lady?«

»Ja.«

Der Leibwächter nickte und gab den Weg für Bill Conolly frei, der auf die Pianistin zuschritt. »Es dauert nicht einmal zwei Minuten«, erklärte er.

»Hoffentlich.«

Bill schaute sich die Frau an. Sie war nicht sehr groß, hatte langes blondes Haar und wirkte so zerbrechlich wie eine Puppe aus Porzellan. Ihre Gesichtszüge konnte man als feingeschnitten bezeichnen.

Gabriela war bereits geschminkt. Bei näherem Hinsehen allerdings erkannte Bill die Schatten unter den Augen mit den blauen Pupillen. Irgendwie machte sie einen traurigen Eindruck.

Vielleicht trug auch das schwarze, schlicht wirkende Seidenkleid dazu bei, das ihr bis zu den Knöcheln reichte und bis zu den Waden an beiden Seiten Schlitze zeigte. Um den Hals trug sie eine Perlenkette, ansonsten gehörte sie zu den Typen, die eigentlich nicht auffielen.

»Bitte«, sagte sie und warf die langen Haare zurück. Bill konnte die geheizte Garderobe betreten. Er schloß die Tür, Gabriela bemerkte dies und hatte nichts dagegen.

Schnell schaute sich der Reporter um. Auf einem Tisch standen mehrere Blumensträuße. Der Spiegel an der Wand war sehr breit und ließ die Garderobe größer erscheinen, als sie es in Wirklichkeit war. Auf der Vorderseite eines schmalen Spinds hatten zahlreiche Künstler ihre Namen verewigt. Der Spind war zu einem regelrechten Autogrammschrank geworden.

Zwar standen vor dem Schminktisch zwei Stühle, doch die Frau bot Bill keinen Platz an. Zudem sollte das Gespräch sowieso nur einige Minuten dauern.

»Was also wollen Sie?«

»Es ist nicht einfach zu erklären, weil ich selbst nicht informiert bin, aber ich soll Sie grüßen.«

Gabriela lachte. Sie öffnete dabei den Mund, ohne allerdings die Gesichtsmuskeln zu bewegen, deshalb wirkte dieses Lachen auch so seltsam unnatürlich. »Und deshalb kommen Sie zu mir in die Garderobe? Kann diejenige Person, von der sie mich grüßen sollen, nicht selbst erscheinen oder mir eine Karte schreiben.«

»Sie wollte wohl nicht.«

»Aha. Und wer ist der oder die Unbekannte?«

»Ein Mann namens Myxin.«

Der Reporter hatte Gabriela di Fanti bei seiner Antwort genau angesehen. Es entging ihm nicht ihr kurzes Zusammenzucken, obwohl sie danach sofort den Kopf schüttelte. »Tut mir leid, aber ich kann mit diesem seltsam klingenden Namen nichts anfangen.«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

Bill Conolly atmete tief durch. »Aus welchem Grunde lügen Sie, Miß di Fanti?«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt!« erklärte die Pianistin mit spröde klingender Stimme.

»Das glaube ich Ihnen nicht.« Bill blieb hart. »Der Name Myxin muß Ihnen bekannt sein.«

»Ist er aber nicht.«

»Weshalb wollen Sie es nicht zugeben, Miß di Fanti? Bitte, sagen Sie

mir den Grund.«

»Ich kenne den Mann nicht.« Sie drehte den Kopf zur Seite und schaute zu Boden. Dabei erkannte Bill, daß ein Zittern durch ihre schmale Gestalt lief. »Ich darf ihn nicht kennen«, flüsterte sie plötzlich. »Ich darf ihn nicht kennen!« wiederholte sie noch einmal, drehte Bill ihr Gesicht zu, und er sah ihren fast flammenden Blick. »Verstehen Sie, ich darf ihn nicht kennen.«

»Und weshalb nicht?«

»Vielleicht fragen Sie ihn, wenn Sie ihn so gut kennen, Mr. Conolly. Bitte!«

»Nein, ich möchte die Antwort von Ihnen haben.«

Die Pianistin ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Es geht nicht«, flüsterte sie. »Alles wäre verloren, sie würden mich noch einmal töten, und ich könnte nicht mehr…«

»Was haben Sie gesagt?« Bill trat einen Schritt näher und beugte sich über die sitzende Person. »Habe ich Sie richtig verstanden? Man würde Sie noch einmal töten?«

»Ja…«

Bill runzelte die Stirn. »Dann… dann leben Sie gewissermaßen schon zum zweitenmal.«

»So ist es.«

»Und wann haben Sie das erstemal gelebt?«

Hatte Gabriele di Fanti noch vor Sekunden ziemlich spontan geantwortet, so ließ sie sich nun Zeit. »Gehen Sie jetzt, Mr. Conolly. Das liegt alles sehr weit zurück. Zu weit für einen normalen Menschen, glauben Sie mir, ich kenne mich aus.«

»Wie weit?«

»Sie würden es nicht begreifen.«

»Atlantis?« fragte der Reporter, da ihm die Idee wie ein Blitzschlag gekommen war.

Gabriela schaute auf. »Wieso sprechen Sie gerade von Atlantis?« hauchte sie.

»Weil die Person, von der ich Sie grüßen soll, ebenfalls aus Atlantis stammt. Das wissen Sie doch.«

»Ja, ich weiß es.«

»Und dort haben Sie gelebt.«

»Richtig.«

»Dann kennen Sie auch Myxin aus Ihrer Zeit in Atlantis.«

Mit dem plötzlichen Auflachen hatte der Reporter nicht gerechnet und war überrascht. Auch davon, daß sich die Pianistin ruckartig erhob, sich auf den Garderobentisch stemmte und sich im Spiegel anschaute. »Ja, ich habe ihn gekannt«, erklärte sie. »Ich habe ihn sogar gut gekannt. So gut, wie man seinen Mörder eben kennt, Mr. Conolly…«

Das Geständnis haute den guten Bill fast aus den Socken. Er, der so leicht nicht aus der Fassung zu bringen war und eine harte Journalistenschule hinter sich hatte, war sprachlos. Dabei spürte er, daß es ihm kalt den Rücken hinablief.

Myxin ein Mörder!

Hatte Gabriela di Fanti gelogen? Nein, er wollte nicht daran glauben, denn zu atlantischen Zeiten hatte der kleine Magier auf der Seite des Bösen gestanden, und zu seinen Taten gehörte sicherlich auch ein Mord, wie bei Schwarzblütlern üblich.

Sie hatte nicht gelogen. Diese Überzeugung festigte sich allmählich in Bill Conolly.

»Sie sagen ja nichts«, flüsterte die Frau.

Bill hob die Schultern. »Was soll ich darauf erwidern? Ich bin nur ein Bote.«

»Traut sich der Magier nicht?«

»Anscheinend nicht. Vielleicht hat er ein schlechtes Gewissen.«

Scharf drehte sich Gabriela di Fanti um. »Schwarzblütler haben kein Gewissen, das sollte auch Ihnen bekannt sein, Mr. Conolly.«

»Sicher, das weiß ich. Nur haben Sie vergessen, daß Myxin nicht mehr der ist, wie sie ihn gekannt haben. Verstehen Sie? Er gehört nicht mehr zu den Schwarzblütlern. Der kleine Magier hat sich gedreht und steht auf der anderen Seite. Er bekämpft jetzt das, für das er früher eingetreten ist.«

»Und das stimmt?«

»Ja.«

»Ich kann es nicht glauben, Mr. Conolly. Außerdem bin ich zu sehr durcheinander. Ich muß erst damit beginnen, mein zweites Leben richtig zu sortieren, wenn Sie verstehen.«

»Wo sind Sie geboren?«

»In Italien. Aber das spielte keine Rolle. Ich hätte an jedem Ort der Welt geboren werden können, mein Schicksal ist vorgezeichnet. Ich bin eben Pianistin geworden und habe in meiner Kindheit auch nicht gewußt, daß ich schon einmal lebte. Erst später, in der pubertären Phase, kamen bei mir plötzlich die Erinnerungen, und die sahen dann gar nicht gut aus, wie sie sich vorstellen können.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Dann wissen Sie ja jetzt Bescheid.« Sie schaute auf die Uhr. »Entschuldigen Sie, aber ich muß auf die Bühne. Mein Auftritt beginnt gleich. Zudem haben Sie mich durcheinandergebracht. Ich werde wohl nicht so gut sein können. Die doppelte Belastung ist einfach zu groß.«

»Wie meinen Sie das?«

Gabriela di Fanti kam einen Schritt auf Bill Conolly zu. »Obwohl ich nicht weiß, weshalb ich es tue, aber einen Ratschlag möchte ich Innen noch mit auf den Weg geben. Lassen Sie alles so, wie es ist. Die

doppelseitige Belastung stimmt. Ich bin eine Gefangene, obwohl esnicht so aussieht. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte!« Die Pianistin ging an Bill vorbei und griff nach einer über einer Stuhllehne hängenden Stola, die sie mit einem glatten Wurf um ihre Schulter schlang.

Dann verließ sie die Garderobe, und zurück blieb ein konsternierter Bill Conolly, für den es ebenfalls Zeit wurde, die Garderobe zu verlassen. Sheila würde sich schon Sorgen machen. Außerdem hatte Bill noch vor, Myxin zu informieren. Dazu reichte aber die Pause aus.

Er ging auf die Tür zu, die wieder ins Schloß gefallen war und hatte bereits seinen Arm ausgestreckt, um nach der Klinke zu greifen, als die Tür von der anderen Seite aufgestoßen wurde.

Hart traf sie Bills Hand, der den Arm sofort anwinkelte und automatisch zurückging.

Wuchtig wurde die Tür nach innen gerammt. In der Breite besaß sie kaum den Platz, um die beiden Männer in die Garderobe zu lassen, die über die Schwelle traten.

Es waren Typen in dunklen Anzügen und mit glatten, kalten Gesichtern sowie Augen ohne Gefühl.

Bill stufte sie in die Kategorie der Killer oder Gangster ein und hatte richtig daran getan, denn Pardon kannten sie nicht. Bevor Bill noch etwas unternehmen konnte, wurde er von einem der Kerle gepackt, kurz hochgehoben und gegen eine freie Wand geschleudert.

Mit der Schulter und einem Teil der Brust prallte der Reporter gegen das hell gestrichene Mauerwerk. Obwohl er es nicht wollte, drang aus seinem Mund ein Schrei, er spürte die Schmerzen, sackte zusammen und fiel nicht zu Boden, denn der harte Klammergriff der Hand in seinem Nacken zwang ihn, in seiner gebückten Haltung zu verharren.

Von der rechten Seite her erschien ein länglicher Schatten. Er gehörte zu einem Revolver mit aufgeschraubtem Schalldämpfer, und die Mündung wurde schräg über Bills Ohr gegen seine Stirn gepreßt.

Die beiden hatten nichts gesagt, und sie sprachen auch jetzt nicht, sondern warteten ab.

Allmählich beruhigte sich der Reporter wieder, obwohl der Mündungsdruck mehr als unangenehm war.

Der Kerl hinter ihm stellte die Fragen. »Okay, was wolltest du von Gabriela?«

Bill lauschte der Stimme. Sie besaß einen etwas harten Klang. Als würde der Sprecher aus dem Osten kommen. Ja, darin kannte sich der Reporter aus.

Den Eindringlingen dauerte es zu lange, bis sich Bill zu einer Antwort bequemt hatte. Der mit der Waffe trat zu.

Schattenhaft war die Bewegung, als er sein Bein hob und es noch in der gleichen Sekunde wieder nach unten rasen ließ. Seine Hacke traf

Bills Fuß. Der folgende Schmerz war grausam, dem Reporter traten Tränen in die Augen, so sehr wühlte dieses heiße Gefühl in seinem Innern hoch. Er hatte Angst, da sein Fuß gebrochen war.

»Das war noch harmlos. Beim nächstenmal wird es härter«, wurde ihm versprochen. »Wir sind es gewohnt, daß man unsere Fragen auf der Stelle beantwortet. Also, was wolltest du von ihr?«

Es fiel Bill schwer, die Worte zu formulieren. Er preßte sie zudem nur unverständlich hervor, so daß die beiden Kerle schon genau hinhören mußten.

»Besuchen. Ich wollte sie besuchen.«

»Das haben wir gesehen. Und weshalb?«

Auch noch so große Schmerzen konnten den Reporter nicht dazu verleiten, die Wahrheit zu sagen. Wenigstens nicht die volle.

Deshalb rückte er zunächst mit einer Teilwahrheit heraus.

»Ich bin Reporter und wollte ein Interview.«

»Worüber?«

»Über die Arbeit.«

»Das Klavierspielen, also?«

»Ja!« keuchte Bill. »Worüber hätte ich denn sonst mit ihr sprechen sollen?«

»Sehen wir ein.«

Bill war froh, daß es soweit gekommen war. Leider wurde seine Hoffnung durch den nächsten Satz des Sprechers zerstört. »Gabriela di Fanti empfängt normalerweise keine Reporter. Erst recht nicht vor ihrem Auftritt. Wie hast du es also geschafft, in ihre Garderobe zu gelangen? Wie, verfluchter Hund?«

»Durch Geld.«

Das scharfe Lachen der beiden Männer bewies Bill, daß man ihm nicht glaubte. Aus diesem Grund fügte er schnell noch eine Erklärung hinzu. »Ich habe einige Leute bestochen. So etwas klappt…«

Wieder pausierten die beiden. Bis einer meinte, es war der mit der Waffe: »Ja, das könnte sein. In diesen Ländern ist ja alles möglich.«

Den Satz hatte sich Bill genau gemerkt, und er wartete ab, was noch geschehen würde.

Zunächst einmal hörte er ein dünnes Rauschen. Es war nicht das Wasser in der Leitung, sondern der Beifall aus dem Theater, der so schwach an seine Ohren klang. Für den Reporter und die beiden Männer der Beweis, daß das Konzert begonnen hatte.

Für einen Moment dachte Bill an Sheila. Sie würde jetzt unter den Zuhörern sitzen, auf ihren Mann warten und sich um ihn große Sorgen machen. Doch der steckte in der Klemme, aus der er durch seine eigene Kraft nicht herauskommen würde.

»Und was hast du sie gefragt?«

Auf diese Frage hatte Bill gewartet und sich schon eine passende

Antwort zurechtgelegt, die auch entsprechend unverfänglich war.

»Ich redete mit ihr über das Konzert und über London. Wie es ihr in dieser Stadt gefiele und so weiter.«

»Mehr nicht?«

»Nein.«

»Das hättest du auch auf einer normalen Pressekonferenz erfahren können. Trägst du einen Ausweis bei dir?«

»Ja.«

»Wo?«

»In meiner inneren Jackentasche. Rechts…«

Eine Hand verschwand in der Tasche und holte den Ausweis hervor, der von beiden Typen begutachtet wurde.

Bill wartete gespannt ab. Die Männer flüsterten miteinander, dann wurde wieder lauter gesprochen. Gleichzeitig verschwand der Ausweis in Bill Conollys Tasche.

»Gelogen hast du nicht«, wurde ihm gesagt. »Okay, das ist ein Pluspunkt für dich.«

»Ich sagte euch doch, daß ich…«

»Halt's Maul, du bist nicht gefragt worden!« fuhr man den Reporter scharf an.

Bill hielt lieber den Mund. Er war ja froh, wenn der Kelch glimpflich an ihm vorüberging. Noch ließ man ihn nicht los, aber man warnte ihn auch. »Okay, Zeitungsschmierer, du hast uns nicht belogen, wenn wir das so sehen. Aber wir werden Gabriela fragen. Sollte sie andere Antworten geben als du, kommen wir zurück und machen dich fertig. Hast du verstanden?«

»Ja.«

Im nächsten Moment verschwand die Mündung vor seinem Kopf, und Bill konnte sich endlich wieder aufrichten. Sein Rücken schmerzte, deshalb drückte er ihn durch und verzog dabei das Gesicht. Die beiden Männer waren zur Seite geschritten. Einer verließ sich nur auf seinen schalldämpferbestückten Revolver. Der andere ließ seine Kanone stecken. Bill erkannte unter der linken Achsel sehr wohl die Ausbeulung.

Bill fragte sich, wie es weitergehen würde, und er bekam bald die Antwort. »All right, Zeitungsschmierer. Wir werden jetzt gemeinsam die Garderobe verlassen und zum Ausgang schreiten. Allerdings zu dem, den wir vorgesehen haben.«

»Ist gut.«

Der Sprecher hob seine Waffe und ließ Bill in die lange Mündung schauen. »Und du bist ganz ruhig. Machst keine überflüssige Bewegung, sonst drücken wir ab.«

»Verstanden.«

»Gut, dann ab.«

Bill wurde von den beiden Männern in die Mitte genommen. Sie verließen die Garderobe und betraten einen leeren Flur. Dort wandten sie sich nach rechts. Bill war von der anderen Seite gekommen und wurde nun in die entgegengesetzte Richtung abgeführt. Die beiden hatten ihn in die Mitte genommen. Der rechts von ihm Gehende trug den Revolver und hatte die Mündung in das Fleisch der Hüfte gedrückt, so hart, als wollte er ein Loch in den Körper bohren.

Der Reporter dachte auf dem Weg darüber nach, mit wem er es zu tun hatte. Einen Hinweis hatten ihm die beiden Kerle noch immer nicht gegeben. Die Mafia schied seiner Ansicht nach aus. Das hier waren andere Typen, außerdem würde Logan Costello, Londons großer Mafiafürst, sich hüten, so offen seine Killer zu schicken.

Wer dann?

Bill kam zu keinem Ergebnis, und er wußte auch nicht, in welch einem Zusammenhang die Pianistin mit diesen beiden harten Typen stand. Okay, sie stammte aus einer fernen Zeit. Ihre Existenz umgab ein Geheimnis, aber die Kerle sahen verdammt normal aus und wirkten so, als würden sie aus der realen Killerwelt kommen.

Die Gangster schritten mit ihrem Gefangenen bis zum Ende des Ganges. Dort erreichten sie eine Eisentür. Wo sie hinführte, wurde Bill sehr schnell klar, als einer die Tür öffnete und ihm die kalte Londoner Luft entgegenschlug.

Direkt hinter der Tür lag ein Podest oder eine kleine Rampe. Sie wurde durch eine Außenleuchte bestrahlt. Diese Helligkeit erfaßte auch die ersten drei nach unten führenden Stufen einer Treppe, die schließlich in einen Hinterhof mündete.

»Geh vor!«

Bill machte einen Schritt, den nächsten halb, dann traf ihn der wuchtige Hieb in den Nacken.

Der Reporter zuckte hoch, wollte nach hinten kippen, hatte sein Gesicht verzerrt und bekam einen Stoß in den Rücken, der ihn nach vorn warf, und ein nächster katapultierte ihn zur Seite auf die Treppenstufen zu, die er nicht normal hinablaufen konnte, sondern, sich überschlagend, hinunterrollte.

Am Fuß der Treppe blieb er gekrümmt liegen. Regungslos. Aus einer Wunde an der Stirn lief ein dünner Blutfaden und bildete auf dem schmutzigen Pflaster des Hinterhofs eine kleine Lache.

Die beiden Männer traten bis dicht an den Rand des Podests und schauten in die Tiefe.

»Ich hoffe, das wird ihm reichen«, sagte der mit der Waffe.

Sein Partner hob nur die Schultern.

Dann drehten beide ab und verschwanden.

***

Sheila Conolly hatte tatsächlich ihren Platz schon eingenommen. Sie und Bill hatten gute Karten bekommen. In der zweiten Reihe saßen sie, dazu direkt in der Mitte, so daß ihr Blick auf den herrlichen Flügel fallen konnte, der auf der Bühne stand.

Es war ein besonderes Instrument. Nicht aus schwarzem Holz, auch nicht aus weiß lackiertem, wie man es bei internationalen Popstars oft genug sah.

Nein, dieser Flügel bestand aus einem matten, gelblich braunen Holz, das mit einer farblosen Lackschicht überstrichen worden war, so daß er an gewissen Stellen, die von den Scheinwerferstrahlen getroffen wurden, einen hellen Glanz bekam. Er sah aus, als wäre er sehr alt und wertvoll. Der obere Deckel des Flügels war hochgeklappt. Eine senkrecht stehende Stange hielt ihn in dieser Lage.

Vor der Klaviatur stand ein Hocker. Seine Breite fiel auf, ebenfalls der hellblaue Polsterstoff. Der Notenständer war bereits hochgeklappt worden, und eigentlich wartete man nur noch auf die berühmte Pianisten Gabriela di Fanti, deren Karriere in letzter Zeit so kometenhaft in die Höhe gestiegen war, so daß sich sogar die Fachpresse zu wahren Lobeshymnen hatte hinreißen lassen.

Allmählich füllte sich der Saal. Sheila schaute auf ihre schmale Armbanduhr.

Bis zum Beginn des Konzerts war noch eine Viertelstunde Zeit.

Sheila spürte eine gewisse Unruhe in sich. Beide Conollys hatten sich sehr auf den Abend gefreut, zudem brauchten sie kein Kindermädchen, denn die Wölfin Nadine und Ali gaben auf den kleinen Johnny acht. Dann war dieser Anruf gekommen. Zumindest Sheila hatte er aus den hohen Träumen der Vorfreude geschreckt, denn Myxin hatte nicht ohne Grund von Bill verlangt, daß er sich näher mit dieser di Fanti beschäftigte.

Wer war sie überhaupt?

Darüber wußte Sheila nichts. Sie hatte sich ein schmales Programmheft gekauft, schlug es auf, las zunächst, wessen Werke gespielt wurden. Mozart, Vivaldi und Chopin. Das interessierte sie jetzt nicht. Den Lebenslauf der Pianistin fand sie auf den letzten Seiten und stellte fest, daß Gabriela di Fanti in Italien geboren war, dort auch das Klavierspielen erlernt hatte und dann praktisch von Konzert zu Konzert weitergereicht wurde.

Das war alles.

Und es war für Sheila zu wenig.

Nichts stand über ihre Eltern, nichts Genaues über die Herkunft, ihren eigentlichen Geburtsort, zum Beispiel, nur die Stationen ihrer Karriere wurden erwähnt.

Darüber wunderte sich Sheila. Ein Künstlerportrait war normalerweise ausführlicher.

Weshalb hatte man hier wichtige Daten weggelassen? War die Herkunft dieser musisch so begabten Frau etwa nicht zu erforschen gewesen?

Eine dunkle Männerstimme unterbrach ihren Gedankengang. Jemand bat Sheila, passieren zu dürfen.

Sie lächelte knapp und stand auf. Der Mann war in Begleitung seiner Frau. Beide nahmen rechts nehmen Sheila Platz.

Sie blieb noch stehen und drehte sich um. Längst war der erste Gong erklungen, und noch immer sah sie von Bill nichts.

Allmählich steigerte sich ihre Unruhe. Noch fünf Minuten, bis zum Konzertbeginn.

So lange durfte Bill mit dieser Frau nicht reden. Die mußte schließlich auf die Bühne.

Bill konnte viel von seiner Gattin verlangen, aber nicht, daß sie so einfach sitzenblieb und auf ihren Mann wartete. Solche Nerven besaß sie nun doch nicht.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, stand sie auf und war nun an der Reihe, sich bei den anderen zu entschuldigen, da sie an zahlreichen Beinen vorbei den Gang bis zur Seite hindurchgehen mußte.

Dort blieb sie stehen und spürte, daß sich auf ihrer Stirn ein leichter Schweißfilm gebildet hatte.

Sie drückte sich gegen die Wand. Letzte Nachzügler eilten herbei und suchten die Plätze.

Die Saalordner oder Diener standen schon bereit, um die Türen zu schließen.

Noch zwei Minuten.

Jetzt war Sheila es leid. Bevor die Türen zugeklappt werden konnten, lief sie los und nach draußen in das Foyer. Überrascht wurde sie dort angeschaut. »Ist Ihnen nicht gut?« fragte der Mann, der die Tür schloß.

Sheila wischte über ihre Stirn. »Doch, doch.« Sie quälte sich ein Lächeln ab. »Ich werde vielleicht nach der Pause in den Saal zurückkehren. Das geht doch – oder?«

»Sicher.«

»Danke.«

Der Saaldiener wunderte sich über Sheilas Verhalten. Er kam auf sie zu und erkundigte sich, ob er ihr nicht doch irgendwie behilflich sein könnte.

Sheila schaute den Mann an. Sie überlegte einen Moment und nickte heftig. »Ja, vielleicht können Sie das.«

»Bitte sehr.«

»Ich suche meinen Mann.«

Der Saaldiener wollte erst lächeln, unterließ es jedoch, weil

ererkannte, wie ernst es der Frau mit dieser Behauptung gewesen war.

»Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen da nicht weiter helfen. Wie sieht Ihr Mann denn aus?« Den letzten Satz fügte er eigentlich nur reinroutinemäßig hinzu.

Sheila aber folgte der Aufforderung und gab eine exakte Beschreibung ihres Mannes.

Der Saaldiener hörte zu. Sein Mund klappte dabei auf, und er nickte heftig.

»Klar, den habe ich gesehen.«

»Wie bitte?«

»Ja, ich habe ihm selbst den Weg zu den Garderoben gewiesen.«

Sheila war überrascht. Den auftosenden Beifall nahm sie nur im Unterbewußtsein wahr. »Wo denn?«

»Kommen Sie mit.«

Neben dem Saaldiener schritt Sheila her. Sie konnte sich in dem langen Kleid nicht so schnell bewegen, wie sie es gern gewollt hätte.

Aber sie sah jetzt eine erfolgversprechende Spur.

Wenig später erreichten Sheila und der Saaldiener genau die Tür, durch die auch Bill Conolly in den Garderobengang gegangen war.

»Hier habe ich Ihren Mann durchgelassen.«

»Darf ich auch?« fragte Sheila.

Der Saaldiener hob die Schultern und verzog das Gesicht. »Es ist eigentlich verboten.«

»Sie können ja mitkommen.«

»Nachher. Ich habe jetzt noch andere Aufgaben zu erfüllen. Sagen wir in zehn Minuten?«

»Das dauert mir zu lange.«

»Gut, dann gehen Sie vor. Ich schaue später nach.«

»Ich danke Ihnen.«

Sheila wartete, bis der Mann gegangen war. Als sie die Tür aufzog, fröstelte sie, da es in dem kahlen Gang ziemlich kühl war.

Einen ersten Blick warf sie hinein, fand ihn leer, bis plötzlich am Ende des Ganges eine Tür aufgezogen wurde und zwei Männer erschienen.

Sheila sah von ihnen nicht viel. Sie wirkten wie zwei sich bewegende Schatten, kamen näher, und dann erkannte die blonde Frau sie besser.

Die Gesichter waren kalt, irgendwie auch flach und völlig ausdruckslos. Die Typen paßten in dieses Konzert wie ein Hammer in die Hand eines Malers. Sie schauten Sheila scharf an und drückten sich an der Frau wortlos vorbei.

Sheila bezwang sich. Sie wollte ihnen eigentlich nachschauen, aber sie tat es nicht.

Dann hörte sie das Zufallen der Tür.

Wie eine Diebin kam sie sich vor, als sie mehrere Türen öffnete und

in die Garderoben blickte. Alle fand sie verlassen, auch die der Pianistin.

Tief holte sie Luft. Obwohl keine Anzeichen für irgendeine Gefahr bestanden, fühlte sie sich überhaupt nicht wohl in ihrer Haut. Am liebsten hätte sie diese kalt und nüchtern wirkende Umgebung fluchtartig ver-, lassen, das wollte sie auch nicht, denn die Sorge um Bill ließ sie über den eigenen Schatten springen.

Weshalb sie doch weiterging, war vielleicht durch das Auftauchen der beiden ihr fremden Männer zu erklären. Sie nahm den gleichen Weg, den die beiden gekommen waren.

Schließlich stand sie vor der Eisentür, die mit der unteren Seite nicht ganz fugendicht schloß.

Sheila spürte den Luftzug, der ihre Fußknöchel traf, sah die Metallklinke und drückte sie nach unten.

Wegen des großen Gewichts ließ sich die Tür nur schwer aufziehen. Sheila hatte ihre Mühe, dann traf sie der kalte Wind, drang durch die Kleidung bis auf die Haut, und nach zwei Schritten stand sie auf dem Podest, wobei sie vom Schein der Außenleuchte getroffen wurde.

Es war eine feuchte, auch kalte Nacht. Sie fror, schaute sich um und sah die Treppe.

Schnell hatte sie die oberste Stufe erreicht, schaute die Treppe hinab und bekam große Augen.

Vor der untersten Stufe lag eine Gestalt.

Es war Bill.

Sheila spürte das Trommeln ihres Herzschlags. Sie blieb für ein, zwei Sekunden bewegungslos stehen, bevor sie die Stufen, so schnell es das enge Kleid zuließ, hinabeilte.

Ohne auf ihre Garderobe Rücksicht zu nehmen, fiel sie neben Bill in die Knie, denn sie wußte noch immer nicht, ob der Reporter tot oder nur bewußtlos war.

Ihre Finger strichen über sein Gesicht. Es fühlte sich zwar kühl an, aber nicht so kalt wie die Haut eines Toten.

Und sie stellte fest, daß Bill Conolly atmete.

Zwar nicht so kräftig wie ein lebender Mensch, sondern eher verhalten und langsam, aber er war nicht tot, und seine Brust hob und senkte sich unter den flachen Atemzügen.

»Bill… Bill«, flüsterte sie. »Mein Gott, Bill, was ist denn geschehen?«

Sie schlug ihrem Mann leicht gegen die Wangen. Der Reporter stöhnte. Es war das erste Lebenszeichen, das er von sich gab, und Sheila fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatte den Kopf ihres Mannes in ihren Schoß gebettet, hob ihn noch ein wenig an und flüsterte Worte, die ihr selbst sinnlos vorkamen.

»O verdammt!« Sheila lachte erlöst auf, als sie die Worte ihres Mannes vernahm. Wenn er so redete, ging es ihm wieder besser.

Bill verdrehte die Augen so weit, daß er seinen Blick heben und in Sheilas Gesicht schauen konnte. Er klimperte ein paarmal, wollte es wohl nicht glauben, daß es seine Frau war und fragte flüsternd:

»Du?«

»Ja, Bill, ich bin es.«

»O je, das war knapp.«

»Was ist denn los gewesen?«

»Mist, alles Mist.« Bill hob den rechten Arm und strich mit der Hand über seinen Nacken. »Da haben mich die verdammten Hundesöhne erwischt. Wie ein Idiot bin ich ihnen in die Falle gelaufen, aber ich konnte einfach nichts tun. Sie waren zu zweit, ich hingegen nur allein.«

»Der Kerle in den dunklen Anzügen?«

»Ja, genau.«

»Die habe ich gesehen.«

»Das nützt uns auch nicht viel. Jetzt sind sie wahrscheinlich über alle Berge.« Der Reporter streckte den linken Arm aus und bat Sheila, ihm auf die Füße zu helfen. »Ja, komm.« Als Bill stand, hatte er das Gefühl, in einen Kreisel geraten zu sein.

Sheila kannte den Ausdruck seiner Augen und wußte, wie nahe ihr Mann daran war, wieder von den Beinen zu fallen. Blitzschnell griff sie zu und konnte ihn wenigstens abstützen. »Danke.«

»Kannst du laufen?«

»Ich muß, Darling, ich muß. Außerdem will ich die beiden Hundesöhne finden, die mir das eingebrockt haben.«

»Dann hatte Gabriela nichts damit zu tun?« Bill lachte blechern.

»Das weiß ich eben nicht genau. Sie schienen sehr wohl mit ihr in Kontakt zu stehen. Um das herauszufinden, ist jetzt nicht die Zeit. Laß uns gehen!«

»Und wohin?«

»Zum Wagen. Ich will von dort aus unsere Freunde anrufen. Die sollen herkommen. Beim nächstenmal kann Myxin allein gehen. Ich halte nicht mehr den Schädel hin.«

Das sagte er jetzt, doch Sheila wußte genau, daß es ihr Mann nicht so meinte. Sie kannte ihn da besser.

Er war noch immer unsicher auf den Beinen und mußte sich bei seiner Frau abstützen, was ihm wiederum auch nicht gefiel, aber Sheila überhörte seinen diesbezüglichen Protest.

Zusammen mit ihrem Mann durchschritt sie einen düsteren Hinterhof an der Rückseite des Theaters. Die Wand besaß auch eine Rampe, wo Kulissen abgeladen wurden, wenn sie vom Transport kamen. Im rechten Winkel dazu befand sich ein großes verschlossenes Tor, durch das auch schwere, breite Trucks fahren konnten.

Neben dem Tor sahen sie eine Tür, und die war offen, wie Sheila

schnell feststellte.
Die beiden traten hindurch und gelangten in eine Nebenstraße, die als Sackgasse endete. Das Theater lag in Soho, einen eigenen Parkplatz besaß es nicht, auch keine Tiefgarage, so hatten Bill und Sheila den Porsche in dieser Nebenstraße abgestellt.
Auf die Idee waren auch andere Besucher gekommen. Der rote Flitzer war so eingekeilt, daß sie weder vor noch zurück konnten und auch nicht zur Straßenseite hin, denn da versperrte ihnen ein dunkler Mercedes den Weg.
»Verdammter Mist«, sagte Bill, als er das sah. »So etwas hat uns noch gefehlt.«
»Was regst du dich auf?« erwiderte Sheila. »Du wolltest ja doch nur anrufen.« Sie hatte schon ihren Wagenschlüssel hervorgeholt, um die Türen zu öffnen.
Bill war froh, daß er sich setzen konnte. Vorsichtig kletterte er in die niedrige Flunder und ließ sich aufatmend in den Schalensitz fallen, von Sheila dabei kritisch beobachtet.
»Im Handschuhfach liegen Tabletten gegen Kopfschmerzen.«
Der Reporter verzog das Gesicht und fuhr durch sein braunes Haar. »Ja, gleich, ich will erst mit Suko oder Myxin sprechen. Die beiden können was erleben.«
Sheila reichte Bill den dunklen Hörer und tippte auch die entsprechende Nummer ein.
Schon nach dem zweiten Durchläuten wurde abgehoben. Suko meldete sich.
»Ah, du bist es«, sagte Bill. »Gib mir mal den Kleinen.«
»Was ist passiert? Deine Stimme klingt so gequetscht.«
»Nicht nur ihr geht es dreckig, auch mir. Komm, gib ihn mir.«
Wenig später hatte Bill den Magier am Apparat.
Er machte ihm keine Vorwürfe, sondern erklärte klar und deutlich, was ihm widerfahren war. Und er berichtete besonders ausführlich von dem ungewöhnlichen Verhalten der Pianistin.
»Dann ahnt sie etwas«, sagte Myxin. »Wieso?«
»Sie muß Informationen bekommen haben, daß sie schon einmal gelebt hat. Und diese Infos werden immer mehr. Hoffentlich kann sie das verkraften.«
»Bist du denn ihr Mörder?« Nach dieser Frage war es einen Moment still, bis Myxin als Antwort ein leises »Ja« abgab.
Bill mußte husten, als er das Wort vernahm. Die Reaktion war eher aus der Verlegenheit geboren. »Das ist natürlich ein Hammer. Wir werden dich wohl hier kaum für diese Tat verantwortlich machen können. Oder bist du anderer Ansicht.«
»Nein, damals herrschten andere Verhältnisse. Ich habe sie aus meiner damaligen Sicht umbringen müssen, weil mir einfach nichts

anderes übrigblieb.«
»Kommen wir zu den beiden Männern«, fuhr der Reporter fort.
»Wer sie sein könnten, weiß ich leider nicht. Hast du einen Verdacht?«
»Auch nicht.«
»Vielleicht Atlanter?«
»Das ist natürlich möglich. Ich müßte die Kerle sehen, das wäre besser.«
»Die werden das Weite gesucht haben«, erwiderte Bill. »Man kann ja nie wissen. Ich für meinen Teil bin dafür, daß du dich hier sehen läßt. Es wäre bestimmt gut.«
»Das mache ich auch. Wo seid ihr?« Bill erklärte es ihm und fragte zum Abschluß, ob Myxin bereit wäre, nach der Vorstellung mit Gabriela di Fanti zu reden. »Natürlich werde ich mit ihr sprechen.«
»Darauf bin ich gespannt«, erwiderte Conolly zum Abschluß des Gesprächs. Sheila legte den Hörer wieder auf, und Bill lehnte sich so weit zurück, wie es eben möglich war. Er wischte sich übers Gesicht und schloß die Augen.
»Nimm eine Tablette, Bill.«
»Ja, gleich. Weißt du, was ich glaube, Darling?«
»Nein.«
»Daß wir hier den Faden einer verdammt heißen Spur in der Hand halten…«

***

Notbremsung im Tunnel!
Alptraum vieler Passagiere, ein vorprogrammiertes Chaos, das niemand verhindern konnte, denn es wurden Kräfte freigesetzt, die nicht mehr zu kontrollieren waren, und dies bekam auch ich zu spüren.
Ich hatte das Gefühl, eine Rakete zu sein. Ich wurde vom Sitz hochgeschleudert, schlug mit den Armen um mich, fiel nach vorn gegen die anderen Sitze, prallte dort ab, kippte durch die intervallweise erfolgenden Rucke wieder nach hinten, dann zur Seite, gleichzeitig nach vorn, landete zwischen den Sitzen und versuchte, mit beiden Händen meinen Kopf zu schützen.
Dazwischen hörte ich die Geräusche.
Die Räder kreischten. Lange Funkenbahnen entstanden, und die Wagen stießen mit dröhnenden Geräuschen hart gegeneinander.
Alles befand sich in Bewegung, wackelte, kreischte, knirschte und kippte.
Dumpfe Schläge erklangen, und dazwischen gellten die überraschten Schreie der Menschen.
Natürlich hatten die Fahrgäste Angst. Besonders die zahlreichen

Kinder, die ebenfalls auf den harten Bänken der 2. Klasse durch die Abteile geschleudert wurden.

Da blieb kein Gepäckstück an seinem Platz. Die Fliehkraft brachte alles durcheinander. Auch meinen Koffer hatte es nicht im Gepäcknetz gehalten. Er war nach unten geschleudert worden und mir zum Glück nicht auf den Kopf gefallen, denn so etwas hätte mir zu allem Unglück noch gefehlt.

Zwischen den beiden sich gegenüberliegenden Sitzreihen blieb ich liegen und wartete so lange, bis der Zug endlich zum Stillstand gekommen war.

Dabei dachte ich natürlich darüber nach, aus welchem Grund jemand die Notbremse gezogen hatte.

Dazu noch in einem Tunnel.

Es mußte also an Bord einen außergewöhnlichen Vorgang gegeben haben, sonst hätte keiner auf diese Art und Weise reagiert. Ich wartete noch, bis der Zug zum Stillstand gekommen war und stand auf.

Zu sehen war kaum etwas, weil nicht einmal die Notbeleuchtung brannte. Nur das schwache Licht einer einsamen Tunnelleuchte sorgte für minimale Helligkeit.

Ich dachte praktisch, griff zur Jacke und streifte sie über. Den Weg zur Abteiltür fand ich sicher. Meine Hand suchte den Griff, um die Tür aufzuziehen, als draußen vor der Tür ein Schatten vorbeihuschte. Ich hörte den Schatten schrill pfeifen.

Für mich war klar, daß es der Schaffner gewesen sein mußte, der da vorbeigeglitten war.

Ob er mit seinem Pfiff Erfolg haben würde, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls vernahm ich weiterhin das angstvolle Schreien der Menschen, die in den anderen Wagen durcheinandergefallen waren und nicht wußten, wie sie sich verhalten sollten. Besonders schwer würde es sein, die Kinder zu beruhigen.

Endlich hatte ich den Griff gefunden, zog die Abteiltür auf und drückte mich in den Gang.

Es ist schon ein etwas unheimliches Erlebnis, mit einem Zug in einem Tunnel zu stehen. Und wenn dann noch einer schreit…

Aus dieser Richtung wehte mir auch der Windzug entgegen. Für mich ein Beweis, daß man bereits Türen geöffnet hatte und erste Fahrgäste wohl aussteigen würden.

Ich hatte den Wagen durchquert und sah einige helle Lichtinseln inmitten der Schwärze. Es waren die Menschen, die Feuerzeuge oder Streichhölzer angezündet hatten und dafür sorgten, daß sie wenigstens etwas sehen konnten.

Auch ich erkannte etwas.

Im flackernden Schein eines brennenden Feuerzeugs tauchte vor mir ein kompakter Schatten auf. Es war der Rücken des Schaffners, der

wie eine Wand stand, an der ich nicht vorbeikonnte, weil er die Breite des Ganges ausfüllte.

Der Mann hielt ein brennendes Sturmfeuerzeug fest und scheuchte mit lauten, dröhnenden Worten die Reisenden aus den Wagen.

Um mich kümmerte er sich nicht.

Ich blieb dicht hinter ihm stehen und tippte ihm auf die Schulter.

Ohne seine Armhaltung zu verändern, drehte er nur mehr den Kopf und schaute mich an.

»Darf ich durch?« fragte ich.

»Nein. Erst die anderen.«

»Ist gut.« Der Mann hatte ja recht. Zunächst sollten Frauen und Kinder aussteigen, ich kam noch früh genug in den Tunnel.

Allerdings konnte ich mich daran erinnern, daß die Strecke zweigleisig war, und wenn ich da an den Gegenzug dachte, der von der anderen Seite in den Tunnel raste, wurde mir ganz anders. Die Fahrgäste stiegen zum Glück an der Außenseite aus, dort befand sich nur der schmale Raum zwischen Tunnelwand und Zug.

Außerdem verhielten sich die Menschen sehr diszipliniert. Sogar die Kinder waren ruhig. Wahrscheinlich vor Angst.

Fahrgast auf Fahrgast kletterte aus dem Zug. Das Zugpersonal stand in einer bewundernswerten Ruhe da, ihre Feuerzeuge leuchteten. Es war wirklich eine große Hilfe.

Ich grübelte nach wie vor über den Grund dieses Bremsvorganges. Den mußte es einfach gegeben haben, aus Spaß zog keiner die Notbremse. Vielleicht wußte der Schaffner mehr, und ich sprach ihn auf dieses Problem hin an.

»Ja, ich weiß es.«

»Und was war der Grund?«

»Weshalb kümmert Sie das?«

»Na ja, ich bin eben neugierig.«

»Es war keiner der Passagiere, der die Notbremse gezogen hat. Der Lokführer persönlich mußte so hart bremsen, weil etwas vor der Lok auf den Schienen erschien.«

Ein Hindernis also. Nur gut, daß der Mann es früh genug entdeckt hatte.

»Ist denn jemand verletzt worden?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung.«

Ich bekam keine Antwort und wurde das Gefühl nicht los, daß durch diese Notbremsung mein gesamter Zeitplan umgeworfen war. Und das gefiel mir überhaupt nicht. Schließlich wollte ich so rasch wie möglich nach London.

Die meisten Personen hatten den Zug verlassen. Zwei alte Frauen kletterten noch hinaus. Ein Mann stand zwischen Zug und Tunnelwand. Er half den beiden Personen.

Plötzlich entstand am Zug Bewegung. Von der anderen Seite her lief ein Mann herbei.

Der Schaffner kannte ihn, denn er ging vor und gab mir den Weg frei. Nach draußen stieg der Schaffner nicht, er ließ den anderen kommen. Der Neuankömmling trug graue Arbeitskleidung. Er roch nach Öl, Kohle und Dampf. Ich nahm an, daß es sich bei dieser Person um den Lokführer handelte. Das Gespräch, das er kurz darauf mit dem Schaffner führte, bestätigte meine Vermutung.

Der Lokführer wollte nicht in den Wagen klettern. Er blieb während der Unterhaltung auf dem Trittbrett stehen, und der Widerschein des brennenden Sturmfeuerzeugs zeichnete Schatten auf sein Gesicht.

»Was war denn nun eigentlich los?« fragte der Schaffner.

Der andere lachte laut. Mit dem Ärmel wischte er Schweißtropfen von seiner Stirn. »Das ist ganz einfach. Auf den verdammten Schienen stand plötzlich ein Monster.«

Der Schaffner bekam einen starren Blick, während ich meine Lauscher spitzte. »Was hast du da gesagt? Ein Monster stand dort?«

»Ja.«

»Du bist verrückt.«

»Das bin ich nicht!« schrie der Lokführer. Sein Gesicht lief vor Aufregung rot an. »Hätte ich sonst einen Grund gehabt, diese verdammte Bremsung vorzunehmen?«

»Du hast dich geirrt. Du mußt dich geirrt haben, Joseph. Wirklich, du mußt.«

Der Lokführer schüttelte stur den Kopf. Ich sah die Dinge aus einer anderen Perspektive und drängte mich an dem Schaffner vorbei, so daß mich der Lokführer jetzt auch sehen könnte.

»Wer ist das?« fragte er seinen Kollegen.

»Ein Reisender.«

»Warum ist er noch nicht weg? Jeden Augenblick kann der Gegenzug kommen. Dann wird es gefährlich.«

»Sie stehen auch noch hier.«

»Das ist etwas anderes. Diese Sache ist unser Beruf, wenn Sie verstehen. Aber Sie…«

»Ich habe in Hacea bewiesen, daß ich nicht zu den Angsthasen gehöre«, erklärte ich.

Der Schaffner wußte schon Bescheid. »Dann sind Sie der blonde Mann, von dem die Leute im Zug geredet haben.«

»Ja, das bin ich.«

Der Schaffner grinste und reichte mir die Hand. »Gratuliere, mein Herr. Das haben Sie fabelhaft hingekriegt.«

»Danke.« Meine Hand wurde so hart geschüttelt, als wollte sie mir der Mann abreißen.

»Ich verstehe gar nichts«, sagte der Lokführer. »Kann mich mal

jemand von euch beiden aufklären.«

Ich winkte ab. »Später vielleicht. Jetzt wäre es vielleicht besser, wenn wir uns das Monster einmal anschauen.«

»Ja, das finde ich auch«, unterstützte mich der Schaffner. »Aber wehe, wenn du gelogen hast. Dann kannst du deinen Job abgeben.«

»Unsinn, ich habe nicht gelogen.« Der Lokführer gab den Weg frei, so daß wir aussteigen konnten. Neben dem Wagen blieb ich stehen und schaute in die Richtung, aus der wir gekommen waren.

Wir waren noch nicht allzu weit in den Tunnel hineingefahren, und ich erkannte in einiger Entfernung die Tunneleinfahrt. Sie sah aus wie ein übergroßes Ei, das im unteren Drittel abgeschlagen worden war.

Die Seite zur Lokomotive hin war vollkommen schwarz, ein Monster konnten wir deshalb nicht sehen.

Bevor ich losging, wandte ich mich noch mit einer Frage an den Lokführer. »Wie sah es überhaupt aus?«

Er hob die Schultern. »Riesig, würde ich sagen.«

Damit konnte ich so gut wie nichts anfangen. »Es muß doch eine Gestalt gehabt haben. War es menschenähnlich, oder besaß es eine Verwandtschaft zu irgendeinem Tier?«

»Beides.«

»Wieso?«

»Das Monster ist…« Der Mann holte noch einmal tief Luft. »Ein Mittelding zwischen Mensch und Tier.«

Der Schaffner begann zu grinsen, als er diese Worte gehört hatte.

Ich aber blieb ernst und fragte weiter. »Welches Tier? Haben Sie es erkennen können?«

»Klar doch.« Der Mann deutete an der Wagenschlange vorbei. »Es stand ja im Licht der Scheinwerfer. Der… Der … Ich meine, das Tier hatte einen Vogelkopf. Einen …« Er bewegte die Hände. »Einen riesigen Schädel, wißt ihr.«

Der Schaffner begann zu lachen. »Jetzt dreht er ganz durch«, sagte er. »Verdammt, jetzt ist es vorbei.«

»Nein, nein!« rief der Lokführer dagegen. »So glaubt mir doch. Das war eine Mischung aus Mensch und Tier.«

Ich nickte, obwohl mir die Beschreibung auch ein wenig zu fantastisch vorkam. »Es ist gut, Joseph. Sie haben das Monster gesehen, wir glauben Ihnen, aber ich möchte mir das Tierchen auch einmal anschauen. Erlauben Sie das?«

»Natürlich. Sie müssen es sogar sehen. Sonst hält man mich für einen Spinner und hängt mir ein Verfahren an.« Der Mann wurde wieder aufgeregt.

»Dann wollen wir.«

Der Schaffner hatte noch Bedenken. »Sind alle Fahrgäste aus dem Zug verschwunden?« fragte er.

»Ja. Ich habe keinen mehr gesehen.«

»Dann gehe ich mit!«

Wir schritten dicht hintereinander. Der Weg war uneben. Zum Glück trug der Lokführer eine Taschenlampe bei sich, die er in der rechten Hand hielt. Bei jedem Schritt wippte der helle Strahl auf und nieder.

Rechts von uns befand sich die rußschwarze Tunnelwand. Das Gestein stank nach Ruß.

Auch die Luft war schlecht. Je tiefer wir in den Tunnel hineinschritten, um so mieser wurde sie. Sie bekam nicht den richtigen Nachschub an Sauerstoff, obwohl im Tunnel ein gewisser Durchzug herrschte.

Auch war es nicht ruhig.

Die Wagen und die Lok »arbeiteten« immer noch. Wir vernahmen die knackenden oder zischenden Geräusche, die der Zug abgab. Da bewegte sich noch Metall, da zischte Dampf aus einem Ventil, da zitterte und vibrierte es.

Eine gespenstische Atmosphäre, in der mir der Zug vorkam wie eine stählerne Riesenschlange.

Und dann verstärkten sich die Geräusche.

Das Vibrieren und Rattern nahm zu. Diesmal nicht auf unserer Seite, wo der Zug stand, es war das Nebengleis, das die Geräusche weiterleitete und uns klarmachte, was bald geschehen würde.

Trotzdem erklärte es mir der Lokführer. Er drehte sich um. Der Lampenstrahl fiel neben mir gegen die Außenwand eines Wagens.

»Der Gegenzug wird gleich kommen.«

»Und?« fragte ich.

»Wir sollten uns so lange gegen die Wand pressen. Der andere Zug deckt uns zum Glück vor dem Luftstau.«

So warteten wir.

Allmählich steigerte sich der Lärm. Ich schaute nach rechts, von dort mußte der zweite Zug kommen.

Ein Fauchen, Dröhnen, Zittern und Hämmern lag plötzlich in der Luft. Ich hatte das Gefühl, inmitten eines Infernos zu stehen, als der Zug in den Tunnel raste.

Ein gigantisches Ungeheuer, ein Monster aus Stahl, so wirkte die Lok, die noch einen schrillen Pfiff ausgestoßen hatte, bevor sie der Eingang verschluckte.

Dampf und Rauch sonderten einen beißenden Gestank ab, der den Tunnel mit seinen gewaltigen Wolken ausfüllte. Obwohl uns der zweite Zug deckte, erlebten wir trotzdem noch etwas von dem drückenden Luftstau, der auch Patz zwischen den einzelnen Wagen fand und sich dabei regelrecht durch die Lücken preßte und uns entgegenprallte.

Ich hatte die Augen geschlossen. Dampf und Rußteilchen wischten

über mein Gesicht. Ich hörte das Rattern der Wagen. Ein Inferno erfüllte den Tunnel, und wir konnten nur froh sein, daß es den Fahrgästen gelungen war, den Tunnel rechtzeitig zu verlassen.

Sekundenlang hatte die Hölle ihre Pforten geöffnet, dann war der Spuk vorbei.

Das Rattern verklang, letzte Echos verloren sich zwischen den Wänden.

Es wurde ruhig, und ich wischte über mein Gesicht, in dem sich der Schweiß angesammelt hatte.

Auch meine beiden Begleiter machten einen erlösten Eindruck.

Über ihre Gesichter flog ein flüchtiges Lächeln, als sie nickten. Der Schaffner meinte: »Das hätten wir überstanden.«

Das konnte er laut sagen. Ich nickte und hustete dabei, daß der Qualm in meinem Hals gekratzt hatte.

»Ob es das Monster auch überstanden hat?« fragte der Lokführer und schaute uns an.

»Kann ich mir kaum vorstellen«, antwortete sein Kollege. »Wahrscheinlich können wir es von der Tunnelwand kratzen, falls es überhaupt vorhanden war.« Er fügte noch ein krächzendes Lachen hinzu.

Ich dachte da anders, enthielt mich aber eines Kommentars und deutete nickend nach vorn. Wir gingen weiter, und je mehr wir uns dem Ziel näherten, um so gespannter wurde ich. Hatte sich der Lokführer getäuscht, würde er es schwer haben, die Notbremsung zu erklären.

Hatte er sich nicht getäuscht, war ich gespannt, wie das Monster wohl aussah.

Eine Mischung zwischen Vogel und Mensch?

Schwer vorzustellen, aber ich hatte erlebt, daß eigentlich nichts unmöglich war.

Wir passierten den ersten Wagen hinter der Lok, erreichten sie, und ich fragte nach dem Heizer, den es ja auch noch geben mußte.

»Der ist unglücklich gefallen und liegt im Führerhaus«, erklärte mir der Lokführer.

Das reichte aus. Ich drängte mich an dem Mann vorbei, weil ich unbedingt das Monster sehen wollte. Sollte es sich bei ihm tatsächlich um einen Schwarzblütler gehandelt haben, konnte es auch ein fahrender Zug nicht vernichten.

Ich hatte richtig getippt.

Es stand noch da, wartete auf uns und hielt sich genau zwischen den beiden Gleissträngen auf.

Perplex blieb ich stehen. Der Lokführer hatte sich nicht getäuscht.

Das war tatsächlich eine Mischung aus Mensch und Vogel. Aus einer bestimmten Vogelart sogar. Einer Art, die mir sehr wohl bekannt war.

Es war der Kopf eines gewaltigen Adlers.
Und damit wußte ich auch den Namen des Monsters.
Vor mir sah ich Garuda!

***

Gabriela di Fanti schüttelte den Kopf. Auch nach der Pause war es ihr nicht gelungen, zur alten, so von der Fachpresse hochgelobten Form zurückzufinden. Sie begann so schlecht, wie sie auch aufgehört hatte, und das war von dem Publikum auch gehört worden.

Unruhe breitete sich unter den Zuhörern aus. Man gab flüsternd einige Kommentare ab, die Gabriela zwar nicht verstand, jedoch sehr deutlich merkte, daß über sie gesprochen und sie auch hart kritisiert wurde. Sicherer machte sie das gerade nicht, und es kamen zu den alten Fehlern noch einige neue hinzu.

Sie hatte das Gefühl, auf einer glühenden Platte zu sitzen und nicht auf einem der so bequemen Hocker, den sie sich schließlich ausgesucht hatte.

Auch glaubte sie, in einem Vakuum zu spielen, um sie herum schien alles leer zu sein, und sie fühlte sich als der Mittelpunkt dieser Leere. Sie schaute auf die Noten, spielte sie ohne Gefühl herunter, ohne Engagement und bewegte ihre zehn Finger rein mechanisch.

Sie hörte, was sie spielte, und sie entnahm den Klängen, daß einiges daran falsch war.

Es war ihr egal, denn die Gedanken der Gabriela di Fanti befanden sich ganz woanders, nicht beim Spiel, auf das sie sich eigentlich hätte konzentrieren müssen.

Aber konnte man das nach dem Besuch, den sie bekommen hatte?

Diesen Fremden, der sie von einer Person hatte grüßen lassen, die einmal ihr Mörder gewesen war?

Ihr Mörder…

Und er lebte noch. Er hatte die lange Zeit überstanden, ebenso wie sie, die sie jetzt nicht mehr die gleiche war, aber in einem anderen Körper steckte, vor einem Flügel saß und spielte.

Sie hörte die Musik und sah die Bilder vor sich. Noten verschwammen, wurden zu skurrilen Gebilden, die sich zu Figuren formten und ein geisterhaftes Aussehen bekamen, ähnlich wie das der Wesen, die im alten Atlantis gelebt hatten.

Sie sah Figuren, sie sah Menschen, Tiere, die nicht in die Zeit paßten, in der sie existierte.

Gabrielas Blick glitt in die Ferne, als würde sie in die tiefe Vergangenheit schauen können. Sie saß auf ihrem Hocker, schaukelte von einer Seite auf die andere, spielte dabei weiter und hatte das Gefühl, sich auf einem Schiff zu befinden, das mit ihr über ein Meer aus goldenem Wasser fuhr.

Es war alles so fremd, so seltsam und unnatürlich. Die Musik kam ihr plötzlich schrill vor, mißtönend und völlig anders als die, die sie hatte spielen wollen.

»Hören Sie doch auf, Mädchen! Es hat keinen Sinn!«

Es war eine Stimme, die Gabrielas Gedanken durchbrach. Jemand aus der ersten Reihe hatte gesprochen, war von seinem Sitz aufgestanden und deutete mit dem Finger auf die Pianistin. »Sie wollen uns doch nicht erzählen, daß das perfekt gespielt ist, was Sie da gebracht haben. Das macht ja mein Sohn besser.«

Gabriela di Fanti hatte tatsächlich aufgehört. Sie saß für einen Moment in ihrer vorgebeugten Haltung da, starrte auf das Muster der Klaviertasten, um sich danach langsam nach rechts zu drehen, damit sie den Sprecher anschauen konnte.

Der war noch immer stehengeblieben. Er hatte sich zum Vorredner aller anderen gemacht, die auf die Antwort der Pianistin lauerten.

Gabriela die Fanti saß erhöht und schaute in die Gesichter der Zuhörer. Jedes einzelne kam ihr vor, als gehörte es zu einem Ankläger, der sie auf die Gerichtsbank ziehen wollte, um ihr zu beweisen, wie schlecht sie war. Ein bitteres Lächeln umzuckte die Lippen der blonden, so zerbrechlich wirkenden Frau. »Es tut mir leid«, flüsterte sie.

»Ja, es tut mir aufrichtig leid.«

Der Mann war nicht zufrieden. »Ist das alles?« fragte er.

Gabriela schaute ihn an. Er machte einen überheblichen und selbstzufriedenen Eindruck. Dieser Mensch gehörte zu den Typen, die über Leichen schritten, wenn es um seinen Vorteil ging. »Ja, es ist alles, mein Herr. Was soll ich Ihnen noch sagen?«

»Eine verdammt billige Ausrede haben Sie für Ihr Gespiele. Wir sind hier andere Sachen gewöhnt, bessere Künstler. Ich weiß wirklich nicht, was die Fachpresse an Ihnen findet. Sie sind schlecht, ganz einfach schlecht, Miß di Fanti.«

»Ja, ich war schlecht.« Gabriela hob die Schultern. »Und ich kann es nicht mehr rückgängig machen. Es tut mir schrecklich leid, jeder hat mal einen schwachen Tag.«

»Sie hätten sich eben besser auf dieses Konzert vorbereiten oder es absagen sollen. Dann wäre uns wenigstens eine solche Enttäuschung erspart geblieben.«

»Im Prinzip gebe ich Ihnen recht«, erwiderte die Pianistin mit schwacher Stimme. »Aber haben Sie nur gute Tage?«

»Was hat das denn mit mir zu tun?« regte sich der Mann auf. »Ist es mein Job oder der Ihrige? In meiner Firma sorge ich schon dafür, daßalles klappt. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Lassen Sie die Frau doch in Ruhe!« Aus der drittletzten Reihe bekam Gabriela Unterstützung. »Wir alle sind nur Menschen, jeder von uns

hat mal einen schlechten Tag.«

Nach diesen Worten erntete der Sprecher auch von anderen Zuhörern Zustimmung. Eine Diskussion brach an, und Gabriela sah sich genötigt, einzugreifen. Sie stand auf und fühlte den plötzlichen Schwindel, so daß sie sich am Flügel abstützen mußte.

»Entschuldigen Sie!« rief sie mit lauter Stimme. »Bitte, meine Herrschaften, geben Sie doch Ruhe!«

Es dauerte eine Weile, bis sie sich Gehör verschaffen konnte.

Dann endlich sagte sie die Sätze, die ihr schon seit der Pause auf dem Herzen lagen. »Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich mich nicht mehr in der Lage fühle, das Konzert fortzusetzen. Und dafür möchte ich mich bei Ihnen allen entschuldigen. Es sind Dinge eingetreten, die ich selbst nicht steuern kann. Manchmal kommt eben alles zusammen. Und man ist dann nicht in der Lage, eine Höchstleistung zu vollbringen. Ich hoffe, einige von Ihnen haben dafür Verständnis.«

»Ich nicht!« rief der Sprecher und drehte sich abrupt um. Er war der erste, der zur Tür schritt. Seine Begleiterin, eine junge rothaarige Frau, ging mit ihm. Sie versuchte Würde auszustrahlen, und ihr Gesicht zeigte einen arroganten Ausdruck.

Gabriela di Fanti aber ließ sich wieder auf ihren Hocker fallen. Sie schaute auf die Klaviatur, und plötzlich begann sie, den Flügel zu hassen.

Sie starrte die schwarzen und weißen Tasten an, wobei sie das Gefühl hatte, als würden sich diese in der Farbe verändern und plötzlich inmitten einer anderen Landschaft schweben.

Sie selbst kam sich vor wie auf Wolken. Sie sah Staubwolken, die es nicht gab, sie hörte Wasser rauschen, das nicht existierte, und sie sah eine Treppe, die in die Tiefe führte, wobei jede Stufe durch ein Gesicht gezeichnet war.

Die Erinnerung war schlimm. Sie brandete förmlich auf sie nieder, und Gabriela schaffte es nicht, mit ihr fertig zu werden. Erschöpft blieb sie hocken. Dabei merkte sie kaum, daß ihr Kopf nach vorn sank und die langen, blonden Haare mit ihren Spitzen über die Tasten strichen.

Aus der Lücke im Vorhang hinter ihr löste sich eine Gestalt. Es war ein Mann im dunklen Anzug. Er hatte die Aufgabe eines Bühnenleiters übernommen, eines Inspizienten.

Hastig lief er auf Gabriela zu, während sich der Saal allmählich leerte und manche Gäste einen nachdenklichen oder bedauernswerten Blick auf die Pianistin warfen.

»Was ist denn los?« Gabriela spürte die Hände auf ihren Schultern. »Bitte, sagen Sie etwas! Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Die Frau hob den Kopf. Ein Lächeln zuckte über ihr schmales Gesicht. »Danke, Mr. Derkham, es geht schon.«

»Nein, Sie sind krank.«
»Finden Sie?«
»Ja, und ich werde einen Arzt holen.«
»Der kann mir nicht helfen, Mr. Derkham.« Gabriela schüttelte den Kopf. »Nein, das ist etwas anderes. Diese Krankheit hat mit dem Körper nichts zu tun. Sie kommt aus der Seele, wenn Sie verstehen, was ich damit meine.«
»Nein.«
»Ist auch nicht schlimm. Bitte, ich möchte in meine Garderobe und dort ein Glas Wasser trinken.«
»Ich begleite Sie. Kommen Sie mit!«
Der Inspizient half der Frau vom Hocker. Noch immer fühlte Gabriela den Schwindel. Sie hatte mit diesem Anfall zwar gerechnet, aber nicht, daß er so schnell kommen würde. Sonst hatte sich zwischen den einzelnen Anfällen eine immer größere Distanz befunden.
Diesmal überfielen sie die Anfälle sehr schnell hintereinander, und sie wußte, daß sie sich in einer entscheidenden Phase befand.
Der Mann stützte sie ab. Wie eine Schwerkranke ging Gabriela neben ihm her. Sie fühlte sich so unendlich matt und hatte sogar Mühe, die Füße vom Boden zu heben.
Erst als sie das helle Licht der Bühne verlassen und hinter den Vorhang gelangt waren, ging es ihr besser. Dort blieb sie stehen, um zunächst einmal tief durchzuatmen.
Gleichzeitig machte sich der Temperaturwechsel bemerkbar, und sie spürte die Kühle, die eine Gänsehaut auf ihrem Rücken erzeugte, so daß sie sich schütteln mußte.
»In der Garderobe ist es wärmer«, sagte Derkham, der gesehen hatte, wie die Frau fror.
»Danke…«
Er brachte die Pianistin durch den Gang zurück in den Raum, der für sie reserviert war. Hier ließ sich Gabriela auf einen Stuhl fallen, schaute in den Spiegel und erschrak über sich selbst.
Bevor sie irgend etwas anderes unternahm, schickte sie ihren Helfer hinaus. Sie bedankte sich noch einmal und preßte, nachdem der andere gegangen war, die Hände gegen ihre Wangen.
Dann begann sie zu weinen. Es war ein lautloses Schluchzen, das nur ihren Körper schüttelte, und sie spürte gleichzeitig, daß ein anderes Gefühl in ihr hochstieg.
Die Angst.
Ja, die Furcht vor der Vergangenheit, die sich mit Riesenschritten näherte und sie einholen wollte. Sie stand dicht davor, in ein Leben gepreßt zu werden, das längst hinter ihr lag, und ein Name hämmerte förmlich hinter ihren Schläfen.
Myxin!

Er war da, er befand sich in der Nähe, und sie spürte, daß er bald auf sie zukommen würde.

Ihre Arme sanken nach unten. Wieder sah sie ihr Gesicht. Es wirkte so blaß, die Haut war dünn, durchscheinend, so daß sie sogar die Knochen erkennen konnte.

Grau malten sie sich unter der dünnen Haut ab. Ein furchtbares Bild, denn Gabriela di Fanti sah im Spiegel unter der Haut ihr eigenes Skelett.

Vor Angst zitterte sie. Die Zähne klapperten aufeinander. Der Schüttelfrost kam über sie, ohne daß sie etwas dagegen hätteunternehmen können. Sie spürte die Zange der Angst, die mit gewaltigen Backen und von beiden Seiten auf sie zukam, um sie in ihre Mitte zu nehmen und zu erdrücken.

Es waren schreckliche Minuten, die Gabriela durchmachte. Zudem fühlte sie sich so unsagbar allein. Niemand würde ihr helfen können, niemand hatte ihr je geholfen. Im Gegenteil, man hatte sie immer ausgenutzt, auch die beiden Männer, die sich oft genug in ihrer Nähe aufhielten. Sie wunderte sich darüber, daß sie noch nicht erschienen waren und hatte den Gedanken kaum gedacht, als sie vom Gang her Schritte vernahm.

Waren das die Männer?

Als die Tür geöffnet wurde, wagte sie es nicht, sich herumzudrehen. Sie starrte in den Spiegel und konnte erkennen, wer die Garderobe betrat.

Es war der Inspizient. Er hatte ein Glas Wasser gebracht und in der Flüssigkeit eine Tablette aufgelöst. »Ich konnte Sie doch nicht so sitzen lassen«, erklärte er. »Hier, trinken Sie.«

»Danke.«

Der Mann wartete, bis Gabriela das Glas geleert hatte. Dann fragte er: »Was werden Sie jetzt machen?«

»Ich bleibe noch im Theater.«

»Allein?«

»Ja. Warum nicht?«

»Nun, ich meine, ich würde Ihnen gern helfen, aber ich habe meiner Frau versprochen, nach Hause zu kommen…«

»Sie können natürlich gehen.« Gabriela lachte. »Ich mache Ihnen doch keinen Vorwurf.«

»Danke, das finde ich gut. Wissen Sie, es ist nicht einfach für mich, Sie allein zu lassen. Irgendwie mag ich Sie, Gabriela.« Mit einem Handkuß verabschiedete sich der Inspizient und ließ die Pianistin allein zurück.

Diesen Abend hätte sie sich auch anders vorgestellt. Viel triumphaler, statt dessen war sie völlig aus dem Rhythmus gekommen, und sie fragte sich, ob man ihr diesen Fehler überhaupt noch verzeihen

würde. Daswar schwer. Wer einmal oben war, mußte immer Höchstleistungen vollbringen, obwohl dies manchmal nicht möglich war, aber das Publikum verlangte es, und das Publikum allein zählte. Es war gnadenlos. Es verteilte Ovationen, oder es pfiff die Menschen aus.

In der Garderobe wurde es der Pianistin plötzlich zu eng. Sie fühlte sich eingekesselt und regelrecht bedroht, deshalb stand sie mit einem Ruck auf und griff nach dem Mantel, den sie über ihr Kleid warf. Wenn sie die Garderobe verließ, würde sie wieder anfangen zu frieren. Deshalb der Schutz gegen die Kühle.

Niemand hielt sie auf, und niemand erwartete sie auch auf dem Gang, der so kalt und angsteinflößend wirkte, denn an den Wänden brannte nur noch die Notbeleuchtung.

Ein richtiges Ziel hatte sie eigentlich nicht, bis ihr einfiel, daß sie sich der Bühne zuwenden könnte. Dort stand der Flügel. Er hatte ihr in all den Jahren Hoffnung und Erfolg vermittelt. Vielleicht konnte sie sich, wenn sie sich vor ihn setzte, wieder fangen und auch einen gewissen Lebensmut wiederfinden.

Den Weg zur Bühne kannte sie im Schlaf. Durch die zahlreichen Proben war ihr die Strecke in Fleisch und Blut übergegangen. So ging sie, ohne nach links und rechts zu schauen.

Eine einsame Frau tauchte ein in die Leere eines verlassenen Theaters. Trotzdem hatte sie das Gefühl, nicht allein zu sein. Gabriela glaubte, verfolgt zu werden. Überall hockten die Unsichtbaren, die ihren Weg genau markierten. Sie waren wie Schatten, wie eine flüsternde Brut und hatten die Arme ausgestreckt, um sie zu greifen.

Boten waren sie.

Boten aus dem Totenreich…

Die junge Frau verzog das Gesicht. Plötzlich wußte sie, daß sie den nächsten Morgen nicht mehr erleben würde. Eine furchtbare Vergangenheit hatte sie eingeholt.

Myxin war in der Nähe!

War er gekommen, um sie zum zweitenmal umzubringen. Würde er sie wieder auf so grausame Art und Weise töten wollen, wie vor langer, langer Zeit? Wenn sie daran dachte, wurde die Angst noch schlimmer, und Gabriela beschleunigte ihre Schritte, denn sie wollte so rasch wie möglich ihr Ziel, die Bühne, erreichen.

Den Vorhang sah sie. Vom Schnürboden hing er herab und scheuerte mit seinen Enden über den staubigen Holzboden.

Wo befand sich die Falte, damit sie durchschlüpfen konnte?

Gabriela wußte es nicht. Ihre Hände verkrallte sie in den Stoff, sie fühlte zwischen ihren Fingern die Falten und suchte verzweifelt nach dem offenen Durchschlupf, der sie zur Bühne brachte.

Endlich hatte sie ihn gefunden. Sie riß den schweren Vorhang im

unteren Drittel ein Stück zur Seite, so daß der Spalt für sie groß genug war, um hindurchschlüpfen zu können.

Fast hätte sie sich verhakt, doch sie schaffte es und wunderte sich, daß die Bühne noch so hell erleuchtet war. Normalerweise schaltete der Inspizient das Licht aus.

In diesem Fall war es wieder eingeschaltet worden.

Und zwar von den beiden Männern in den dunklen Anzügen, die den Flügel einrahmten…

***

Sheila und Bill Conolly waren überrascht, als sie die Menschen sahen, die vom Theater her zu den geparkten Wagen strömten und dabei heftig diskutierten.

»Da stimmt was nicht«, sagte Bill. Er schaute auf seine Uhr. »Die Vorstellung ist doch nicht beendet.«

Seine Frau gab ihm recht. »Es ist gerade die Pause vorbei.«

»Dann ist etwas passiert.« Bill wollte aussteigen, doch Sheila hinderte ihn daran.

»Laß mich fragen.«

Bill hatte nichts dagegen. Sheila öffnete den Wagenschlag und drückte sich aus dem Porsche. Sie schritt geradewegs auf ein Ehepaar zu, das in die Nähe des Wagens gelangte.

Die beiden blieben stehen, als sie von Sheila angesprochen wurden. Sie redeten nicht lange. Sheila nickte ein paarmal, bedankte sich lächelnd und stieg wieder ein.

»Und?« fragte Bill.

»Abgebrochen. Das Konzert wurde abgebrochen.«

Der Reporter war überrascht. »Aber wieso? Welch einen Grund hat man gehabt?«

»Man nicht, mein Lieber. Es war Gabriela di Fanti, die nicht mehr wollte.«

»Gab es einen Grund?«

»Die Leute konnten nur raten. Angeblich hat sie so etwas Ähnliches wie einen Schwächeanfall erlitten?«

»Ist sie zusammengebrochen?«

»Auch nicht. Nur gegangen.«

Bill nickte. »Das ist seltsam, verdammt seltsam«, flüsterte er.

»Was steckt dahinter?«

»Dein Besuch, Bill.«

»Meinst du?«

»Natürlich. Du mußt die Frau völlig durcheinandergebracht haben, wenn du von ihrem Mörder gesprochen hast, der sich bereits in ihrer Nähe befindet.«

»Aber das war vor langer Zeit.«

»Was spricht dagegen, daß sich so etwas nicht wiederholen könnte?«

»Moment.« Bill hob eine Hand. »Willst du im Ernst behaupten, daß Myxin seine Tat wiederholen könnte?«

»Das habe ich nicht gesagt. Jedenfalls scheint die Erwähnung seines Namens die Pianistin durcheinandergebracht zu haben. Daß sie das Konzert abgebrochen hat, daran bist du, Bill, nicht ganz schuldlos.«

In der Nähe wurden die ersten Wagen gestartet. Weiße Auspuffwolken verteilten sich in der Luft und trieben auch über die Dächer der Fahrzeuge. Bill und Sheila blieben sitzen. Sie warteten auf die Freunde und hofften, daß sie früh genug eintrafen.

»Ob Gabriela di Fanti vielleicht das Theater schon verlassen hat?« fragte Sheila leise.

»Das wäre nicht gut.«

»Eben. Wie können wir das erfahren?«

»Sie wird bestimmt nicht durch den Hauptausgang erscheinen.«

Bill schaute seine Frau an. »Los, Sheila, machen wir kurzen Prozeß! Einen Weg kennen wir. Den werden wir nehmen und lassen für die anderen einen Zettel zurück, auf dem steht, wo wir zu finden sind, nebst einer kurzen Wegbeschreibung.«

»Ja, die Idee ist gut«, pflichtete Sheila ihrem Mann bei und begann damit, sie sofort in die Tat umzusetzen…

***

Die Blicke der beiden Männer waren kalt wie Gletschereis, als sie Gabriela trafen.

Und die junge Pianistin spürte, wie ihr Herz rasend schnell klopfte. Die Angst überkam sie wogenartig. Sie hatte große Mühe, die Fassung zu bewahren und ging mit kleinen, zögernden Schritten näher, bis sie fast den Hocker erreicht hatte.

»Du darfst dich setzen!«

Der Mann, der gesprochen hatte, hieß Sorrow. Mehr wußte sie nicht von ihm. Er war auch der Anführer der beiden und sehr schnell mit der Waffe zur Hand. Sorrow und Klakev begleiteten die Pianistin bei ihren Tourneen, und sie hatten die Frau in der Hand.

»Du gefällst uns nicht«, sagte er.

Gabriela nickte. »Das weiß ich. Aber ich kann daran nichts ändern. Tut mir leid. Ich fühle mich schlecht.« Ihre Blicke wanderten zwischen den beiden Männern hin und her.

»Hängt das mit dem Besuch zusammen?« fragte Klekev.

»Welcher Besuch?«

Die beiden Männer grinsten kalt. »Tu nicht so, Gabriela. Du hattest Besuch bekommen. Vor dem Konzert. Ein gewisser Conolly. Er ist Reporter und hat dir sicherlich einige Fragen gestellt, die dich so durcheinander gebracht haben müssen, daß du…«

»Nein, nein, nein, so war es nicht!« unterbrach Gabriela den Sprecher. »Er wollte nur mit mir reden, aber ich habe ihn…«

»Du hast ihm Antworten gegeben!«

»Ja, das stimmt.« Gabriela wußte, daß es keinen Sinn hatte, die beiden Männer anzulügen. »Aber diese Antworten haben nichts mit dem zu tun, was ihr hier…«

»Sei ruhig und komm zur Sache.« Sorrow blieb gelassen. »Wir sind hier allein. Ein Mord auf der Bühne würde uns nicht schrecken. Ich will dir etwas sagen. Nicht umsonst haben wir dich gesponsert und dir eine Tarnexistenz aufgebaut. Du verdankst uns alles, sogar deinen italienischen Namen, wobei du tatsächlich Konski heißt. Du müßtest uns dankbar sein, Gabriela.«

»Die Dankbarkeit habe ich euch bewiesen.«

»Natürlich. Hin und wieder, aber das ist es nicht, was wir wollten. Wir sind in England. Du wirst bald vor einem hohen Publikum spielen. Einige wichtige Politiker werden unter den Gästen sein. Man wird dich einladen, und dann kommt deine große Stunde. Du bist vorbereitet worden, für deine Versorgung ist gesorgt. Man hat dir eine Datscha am Schwarzen Meer hingestellt, deinen Eltern geht es gut, und du hast es inder Hand, daß dies auch so bleibt.«

Sie nickte, war noch bleicher geworden und schaute die beiden Männer an. »Ich wußte«, flüsterte sie, »daß der KGB der mieseste und dreckigste Geheimdienst der Welt ist. Noch schmieriger als die CIA, aber ich sehe nicht ein, daß ich mein Leben für euch hingebe. Ich habe euch einmal berichtet, daß ich nicht die bin, für die ihr mich haltet. Das sollte euch mittlerweile klargeworden sein.«

»Wir wissen, daß du nicht Gabriela di Fanti heißt.«

»Unsinn. Das hat damit nichts zu tun! Was ist eure läppische Tarnexistenz schon gegen das, was ich hinter mir habe? Ich lebe zum zweitenmal, und ich merke, daß auch diese Lebensuhr allmählich abgelaufen ist. Man hat mich schon einmal ermordet, ich wurde zum zweitenmal geboren, und ich werde immer wieder geboren werden. Das ist ein Kreislauf, ein Rad des Schicksals, das sich innerhalb der Zeiten dreht. Und niemand, auch ihr nicht, kann diesem Schicksal entgehen. Kräfte, die längst in Vergessenheit geraten sind, Mächte, die man nicht wahrhaben wollte, sind dabei, wieder voll in das normale Leben einzugreifen. Ich gehöre dazu, das solltet ihr euch merken.« Sie nickte und sah die beiden Männer plötzlich aus anderen Augen an.

Sorrow und Klakev warfen sich einen kurzen Blick zu. Gabriela kannte dieses Zeichen. Wenn die Männer so reagierten, hatten sie sich zu irgend etwas entschlossen, das eine starke negative Auswirkung für die Person haben konnte, um die es ging.

In diesem Fall war es Gabriela!

Sorrow übernahm wieder das Wort.

»Wir haben dich reden lassen«, erklärte er. »Dir zugehört, dich mit keinem Wort unterbrochen und dir kaum Vorwürfe gemacht, daß du das Konzert geschmissen hast. Normalerweise verzeihen wir keine Fehler. Heute und bei dir machen wir eine Ausnahme. Wir schreiben es diesem Reporter zugute, den wir noch aufsuchen werden, um uns mit ihm deutlicher zu unterhalten. Du wirst dich der Presse stellen und eine Erklärung abgeben. Die Ausrede wird dir nicht schwerfallen. Frauen fühlen sich ja oft nicht wohl. Nach dieser Erklärung wirst du um Entschuldigung bitten und allen mitteilen, daß dein großes Konzert zu Ehren der englischen Politiker, der zahlreichen Hilfswerke und auch der Königin in der nächsten Woche stattfinden kann. Dieses Weihnachtskonzert ist gewissermaßen der Schlüssel zu allem. Hast du verstanden?«

»Ja.«

Sorrow nickte. »Dann ist es gut.«

Gabriela di Fanti verzog die Mundwinkel. »Nichts ist gut!« zischte sie, »gar nichts. Ich werde das Konzert nicht geben können.«

»Ach.« Sorrow zog die schmalen Augenbrauen in die Höhe, während sein Kumpan hinterhältig grinste. »Und weshalb nicht?«

»Weil ich dann tot bin.«

»Und das weißt du?«

»Ja, ich habe es gespürt. Die Vergangenheit hat mich eingeholt. Diejenige Person, die mich vor mehr als zehntausend Jahren umgebracht hat, ist gekommen, um mich ein zweitesmal zu töten. Habt ihr verstanden? Sie lauert bereits auf mich. Vielleicht steht sie schon draußen? Wer kann das alles wissen?«

»Die hält uns für Idioten«, sagte Klakev.

»Das Gefühl habe ich allmählich auch«, stimmte Sorrow ihr bei.

»Für Idioten hält sie uns. Daß Sie diesen Fehler macht, hätte ich von ihr niemals gedacht.«

»Ich will nicht spielen, und ich kann nicht spielen.«

»Wegen deines zehntausend Jahre alten Mörders?«

»So ist es!«

»Kannst du ihn uns zeigen?« fragte Klakev.

Da begann die Pianistin so gellend zu lachen, daß dieses Geräusch bis in den Zuschauerraum hallte. »Natürlich könnte ich ihn euch zeigen, aber ihr werdet eine Begegnung nicht überleben. Er ist ein Magier, eine gefährliche Person. Er hat in Atlantis über die schwarzen Vampire geherrscht, und er ist zurückgekehrt, um mich zu suchen. Wenn er mich gefunden hat, bringt er mich um.«

»Weshalb sollte er das?«

»Weil er auf der anderen Seite steht«, erwiderte Gabriela.

»Für wen arbeitet er?«

Die Pianistin lächelte breit. »Für die Schwarze Magie gibt er sich hin.

Er gehört selbst zu diesen…«
»Halt dein Maul!« Sorrow reagierte sauer und holte seine Waffe hervor. Der Schalldämpfer steckte noch. Sehr lang und sehr gefährlich kam Gabriela die Waffe vor. Sie fürchtete sich, aber noch größer war die Angst vor Myxin.
»Wollt ihr mich töten?«
»Das überlegen wir gerade. Wenn du bei deiner Ansicht bleibst, bist du für uns ohne Wert. Es ist nun mal eine Tatsache, daß im Geheimdienstgeschäft keine Freundschaften zählen, nur der reine Erfolgszwang. Und den werden wir haben, darauf kannst du dich verlassen. Wenn wir an die Zentrale berichten, was du dir geleistet hast, wird man uns dafür verantwortlich machen und uns die entsprechenden Henker schicken. Es gibt noch härtere Leute als uns. Deshalb stelle ich dir die Frage zum letztenmal. Willst du spielen?«
Vor der Antwort richtete sich Gabriela di Fanti auf. Sie drückte ihren Rücken durch und schaute dem Mann mit der Waffe fest in die Augen. »Ich werde *nicht* spielen!«
Sorrow nickte. »Gut«, sagte er. »Dann wird nicht dieser Magier dein Mörder sein, sondern ein anderer. Ich brauche nur den Finger zu krümmen, und alles ist vorbei.«
»Bitte«, sagte Gabriela gepreßt und spreizte sogar die Arme vom Körper ab.
Klakev schüttelte den Kopf. »Die ist verrückt oder lebensmüde«, flüsterte er. »Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Du vielleicht?«
Auch Sorrow war irritiert und hob die Schultern. Er hatte damit gerechnet, die Frau heulen oder betteln zu hören. Daß sie so anders reagieren würde, war ihm unbegreiflich.
»Schieß doch!«
»Du willst wirklich freiwillig in den Tod gehen?« fragte Sorrow flüsternd.
»Ich hätte sowieso sterben müssen.« Nach diesen Worten ging sie vor und direkt auf den Mann mit der Waffe zu.
Selbst Sorrow, dieser abgebrühte Agent und Killer, war überrascht. Er drückte nicht ab und ließ die so zerbrechlich wirkende Pianistin näherkommen.
Von dieser Frau ging eine Kraft aus, für die er keine Worte fand.
Das war schon unwahrscheinlich, und er mußte hart schlucken.
Auch als Gabriela gegen die Mündung stieß, tat er noch nichts und wartete nur ab.
Überraschung zeichnete sein Gesicht. Zum erstenmal verloren die Züge etwas von dieser kalten Glätte, und auch die Mundwinkel des Mannes begannen zu zucken.
»Warum schießt du nicht?« fragte Gabriela. »Weshalb drückst du

nicht ab?«
Sorrow atmete schwer. Dann schüttelte er den Kopf und sah, daß sich sein Partner in Bewegung setzte. Um den Flügel schritt er herum. Er ging leise. Seine Schritte waren kaum zu hören, und auch Gabriela störte sich nicht an ihn.
Sie starrte allein Sorrow an.
Klakev war ein hinterhältiger Bursche. Er ging über Leichen und besaß einen gewissen Spürsinn. Auch hier merkte er, daß etwas nicht stimmen konnte. So hatte Sorrow noch nie reagiert. Schließlich waren sie schon einige Jahre zusammen. Sorrow war immer der kalte, überlegen wirkende Typ gewesen, der weder Rücksicht noch Pardon anderen gegenüber kannte. Hier machte er Fehler, indem er zögerte, den Stecher der Waffe durchzuziehen.
Das war nicht gut.
Und es war auch nicht gut, wenn geschossen wurde. Klakev besaß zwar eine Waffe, nur war er nicht mit einem Schalldämpfer ausgerüstet, und einen normal lauten Schuß wollte er nicht riskieren. Er hätte unter Umständen gehört werden können.
Deshalb griff er zu einem anderen Mittel. In der Nähe stand eine kleine Metallvase. Sehr handlich, aber ziemlich schwer. Er umklammerte sie mit der rechten Hand und näherte sich dem Rücken der Pianistin. Ohne zu zögern, ging er weiter, hob dabei den rechten Arm und stoppte nur kurz.
Dabei sauste der Arm nach unten.
Die Vase traf voll.
Sorrow und Klakev schauten zu, wie der Körper der Pianistin in die Knie sackte. Das blonde Haar war auf dem Kopf plötzlich blutverklebt. Einen Laut gab die Frau nicht mehr von sich.
Sie brach stumm zusammen und blieb zwischen den beiden Agenten verkrümmt liegen.
Die Männer schauten sich an. Beide trugen dünne Handschuhe.
Fingerabdrücke würden sie nicht hinterlassen. Über den Körper der Frau hinweg schauten sich die beiden an. Sorrow steckte dabei seine Waffe ein. Die lange Pistole verschwand unter seinem offenen Mantel.
»War es falsch?« fragte Klakev.
»Ich weiß nicht.«
Der KGB-Agent grinste schief. »Was ist los mit dir, Gospodin? Weshalb bist du so ängstlich?«
»Das bin ich nicht«, erklärte der andere. »Ich mache mir nur meine Gedanken.«
»Und worüber?«
»Es geht um sie. Wahrscheinlich ist sie tot.«
»Sicher ist sie das«, erklärte der andere gefühlsroh. »Und was hat das zu bedeuten?«

»Im Prinzip nichts. Dennoch denke ich darüber nach, was sie mir kurz vor ihrem Ende gesagt hat. Sie sprach von einem ersten Leben, du hast es ja gehört.«

»Klar.« Klakev lachte leise. »Und du glaubst daran?«

»Ich bin mir nicht sicher. Sie hat so überzeugend gesprochen, daß ich unsicher wurde.«

Der andere machte eine abwertende Handbewegung. »Was willst du denn? Das ist doch alles Unsinn. Atlantis. Westliche Dekadenz. Wenn sie nichts anderes haben, kommen sie mit diesen Dingen.«

»Kann sein. Aber hat Gabriela nicht schon früher über dieses Thema geredet?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Gut.« Sorrow nickte. »Wäre das Problem erledigt. Ich bin nur gespannt, was sie in Moskau dazu sagen werden.«

»Nichts, wenn wir es den Genossen gut erklären. Sie hatte den Auftrag gehabt, sich an die kunstbeflissenen Politiker heranzuwerfen. Wir wollten eine zweite Mata Hari, das ist uns nicht gelungen, aus welchen Gründen auch immer.«

»Es war die falsche Person.«

»Hättest du eine bessere gewußt?« fragte Klakev dagegen.

»Nein, aber jahrelange Arbeit ist ausgelöscht worden. Man wird uns Vorhaltungen machen. Zudem müssen wir die Leiche wegschaffen. Gabriela war prominent, ihr Tod wird großes Aufsehen erregen, und wenn wir nicht achtgeben, geraten wir ebenfalls in die Schußlinie. Es gibt einen Zeugen, dabei denke ich an den Reporter.«

»Ja, den müssen wir noch ausschalten.« Klakev nickte. »Ich wäre dafür, daß sie spektakulär gefunden wird.«

»Und wie meinst du das?«

Klakev deutete auf den Flügel. »Faß mal mit an. Wir legen sie in den offenen…«

»Du bist verrückt…«

»Nein, aber sie soll so gestorben sein, wie sie gelebt hat. Ist doch nicht schlecht?«

Sorrow ließ sich überreden. Die Vase hatte sein Kumpan aus der Hand gegeben. Sie lag jetzt am Boden. Der untere runde Rand zeigte einige Blutspritzer. Das störte keinen.

Gemeinsam hievten sie den nicht sehr schweren Körper in die Höhe und drückten ihn in den offenen Flügelkasten hinein. Der Kopf bewegte sich dabei haltlos. Er schlug auch gegen eine Kante, wurde gedreht, so daß die beiden Russen in das Gesicht starren konnten.

Klakev und Sorrow sprangen zurück. Sie waren kalkbleich geworden, denn an der Toten hatte sich etwas verändert.

Sie besaß kein Gesicht mehr!

Wo es noch vor wenigen Minuten gewesen war, befand sich nun eine

glatte weiße Fläche…

***

»Fühlst du dich noch immer so schlecht?« fragte Sheila, als sie sah, daß Bill seine Lippen verzog.

»Es geht wieder.«

Sheila wußte, daß jedes weiteres Wort überflüssig war. Sie blieb ander Seite ihres Mannes, mit dem zusammen sie den Gang durchschritt, den sie schon einmal gegangen waren.

Überhaupt nichts vernahmen sie. Nur ihre eigenen Schritte, deren Echos von den Wänden zurückgeworfen wurden. Sie schauten auch noch in Gabrielas Garderobe nach, fanden den Raum leer und gingen weiter, bis sie einen schmalen Durchgang erreichten, wo sie ein Schild entdeckten, auf dem stand, daß es hier zur Bühne ging.

»Den Weg nehmen wir!« flüsterte Sheila.

Bill widersprach nicht. Hin und wieder malträtierten ihn die Schmerzen. Sie zuckten wie Stiche durch seinen Kopf. Bill mußte ehrlich zugeben, daß er sich schon wohler als in diesen Augenblicken gefühlt hatte.

Nachdem sie den Garderobengang verlassen hatten, wurde es noch kühler. Und auch dunkler.

Jemand hatte die gesamte Beleuchtung ausgeschaltet, so daß die beiden überhaupt nichts erkennen konnten.

»Verdammt, das wird nichts«, hauchte Bill.

»Willst du wieder zurück?«

»Zumindest möchte ich den Schalter finden. Hier muß es doch wenigstens eine Notbeleuchtung geben.«

»Ja, das müßte sein.«

»Warte erst mal«, sagte Bill. Sheila stellte fest, daß sich ihr Mann bewegte, dann hörte sie etwas schnicken.

Es war ein Feuerzeug, das der Reporter eingeschaltet hatte. Im Licht der kleinen Flamme, die Bill jetzt höherdrehte, wirkten ihre Gesichter wie mit Farbe übergossen, die trotzdem nicht die Bleichheit der Haut vertreiben konnte, denn beide fühlten sich an diesem Ort nicht wohl.

Es war nicht allein die Leere, die auf sie einen so bedrückenden Eindruck machte. Bill und Sheila wurden das Gefühl nicht los, von irgendwelchen unsichtbaren Augen beobachtet zu werden, denn Düsternis, Schatten und Verstecke gab es schließlich genug.

Bill schüttelte den Kopf.

»Das gefällt dir nicht, wie?« fragte Sheila leise.

»Genau.«

»Mir auch nicht.«

»Wie tröstlich.« Der Reporter ging einige Schritte nach vorn auf eine wellige schwarze Wand zu. Er trat nicht bis an sie heran, denn er hatte

erkannt, daß es sich bei der Wand um die Rückseite des geschwungenen Bühnenvorhangs handelte.

»Da wirst du bestimmt kein Licht finden«, sagte Sheila leise.

»Glaube ich auch.« Bill kam wieder zurück, passierte seine Frau und schritt bis zu der rohen Ziegelsteinwand, wo Sicherungskästen angebracht worden waren und Eisenleitern in die Höhe zu den einzelnen Etagen des Schnürbodens führten.

Hier suchte der Reporter. Er entdeckte auch Beschriftungen, die angaben, welche Funktionen die einzelnen Schalter übernehmen konnten und hatte Glück, daß er sie fand, der die Notbeleuchtung einschaltete.

Grell war das Licht nicht, aber beide konnten erkennen, wo sie sich befanden.

Bill löschte die Flamme und steckte das Feuerzeug wieder weg.

»Jetzt müßten wir nur den Durchgang finden«, sagte er und drehte sich wieder dem Vorhang zu.

Das war einfacher gesagt, als getan. Erst bekamen sie einen Überblick von der Größe des Raumes, der hinter der Bühne lag. Er lag sehr lang, führte vor ihnen noch in verschiedene Gassen hinein, durch die man ebenfalls die Bühne betreten konnte.

Sheila war es, der die Bewegung in der Mitte des Vorhangs auffiel.

»Bill, da!«

Sie hatte schon ihren Arm ausgestreckt, und der Zeigefinger deutete genau auf einen schwarzen Gegenstand, der sich lautlos durch den Spalt geschoben hatte.

Es war der lange Schalldämpfer einer Waffe, die von einer behandschuhten Pranke gehalten wurde.

Die Stimme gehörte einem alten Bekannten von Bill. Er hatte sie schon in Gabrielas Garderobe vernommen.

»Hebt beide die Hände und macht euch zum Sterben bereit…«

***

Garuda, der Adler!

Der Feind aller Schlangen, der Todfeind der Höllenschlange, in deren Gestalt einmal Asmodis erschienen war, um das Hochhaus zu zerdrücken, in dem ich wohnte.[3]

Garuda, das Reittier des Gottes Wischnu, der Vogelmensch mit der unglaublichen Gestalt, ein Mythos, ein Symbol der indischen Sagenwelt. Von vielen verlacht, nicht beachtet, unglaubwürdig gemacht, aber ich wußte, daß er existierte.

Wieder bekam ich den Beweis.

Im tiefsten Rumänien, umhüllt von der Düsternis des Tunnels, stand er da und leuchtete von innen heraus, so daß seine Gestalt auch für die anderen beiden zu erkennen war.

»Ich werde verrückt!« hauchte der Schaffner. »Verdammt, das kann doch nicht wahr sein…«

»Doch, es stimmt«, erklärte der Lokführer. »Es stimmt tatsächlich. Ich habe mich nicht getäuscht.«

Nein, er hatte sich nicht getäuscht, das sah auch ich, und ich wußte gleichzeitig, daß Garuda nicht umsonst gekommen war. Er mußte einen Grund gehabt haben, und ich konnte diesem Grund auch einen Namen geben.

Er hieß John Sinclair!

Er mußte einfach so heißen, denn meine beiden Begleiter hinter mir hatten bestimmt nichts mit dem König der Lüfte zu tun, der sich uns in der Gestalt eines Menschvogels zeigte.

Fürst der Vögel, König der Lüfte, Todfeind der Schlangen, diese drei Begriffe schossen mir durch den Kopf, als ich mir Garuda näher betrachtete. Ich verspürte keine Angst vor ihm, denn er stand, wenn man so wollte, auf meiner Seite. Garuda hatte mein und das Leben zahlreicher anderer Menschen gerettet, als er Asmodinas Höllenschlange besiegte. Außerdem zählte ich auch Gestalten und Wesen der Mythologie zu meinen Helfern, ich brauchte da nur an den Eisernen Engel zu denken, denn auch er war ein Fürst gewesen, damals, im alten Atlantis, wo er die Vogelmenschen geleitet und regiert hatte.

Bis zum Hals besaß Garuda den Körper eines Menschen. Zwei Beine, zwei Arme, einen Leib, fünf Finger an jeder Hand, aber damit war sein Menschsein auch schon vorbei. Es begann bei den beiden Flügeln. Beim Eisernen Engel wuchsen sie aus dem Rücken hervor, bei Garuda zwar auch, aber sie waren mit den Außenseiten der Arme verbunden, und sie besaßen an ihren unteren Rändern zinkenartige Enden, die zum Körper hin immer kleiner wurden.

Auf dem Hals saß der Kopf.

Es war der Schädel eines Adlers. Gekrümmt und spitz stach der Schnabel aus dem Gesicht. Darüber lagen die Augen. Aus der hohen Stirn wuchsen zwei lange, nach innen gekrümmte Hörner, die sich an ihrem Ende wie zwei Halbkreise aufeinander zubewegen wollten. Zwischen den Hörnern befanden sich keine Haare, sondern dicht zusammengepappte Federn, die fast wie Schlangen wirkten.

Das war also Garuda.

Ich dachte über ihn nach und versuchte, mich an die erste Begegnung zu erinnern.

Hatte er damals ebenso ausgesehen?

Ich wußte es nicht mehr, weil es zu lange her war. Daß ich ihn überhaupt sehen konnte, lag am Licht, das im Innern seines Körpers aufstrahlte. Es besaß einen hellen, fast goldenen Schein und beherrschte das Aussehen des gesamten Körpers.

Natürlich hätte ich dieser Gestalt Vorwürfe machen können. Es war nach menschlichem Ermessen ein Wahnsinn gewesen, sich hier auf die Schienen zu stellen, aber fragten solche Gestalten überhaupt nach Logik oder Empfindungen der Menschen?

Ich glaubte es einfach nicht. Wenn ein Wesen aus der Mythologie etwas von einem Menschen wollte, zögerte es nicht lange, sondern handelte sofort.

Mir war klar, daß ich an dieser Stelle meine normale Reise als beendet ansehen konnte und drehte noch einmal den Kopf zu den beiden rumänischen Bahnbeamten hin.

Die Männer standen starr auf dem Fleck. Fähig, etwas zu sagen, waren sie nicht. Sie staunten, und ich habe selten bei Menschen einen so überraschten und unglaublichen Blick gesehen.

Sie würden mitbekommen, was Garuda von mir wollte, sie würden es weitergeben, aber es gab wohl keinen, der ihnen Glauben schenkte. Bis auf den alten Marek, falls der diese seltsame und fast unglaubliche Geschichte zu hören bekam.

Ich hob beide Arme in die Höhe und verneigte mich vor dem gewaltigen Vogelmenschen, der mit seinem Kopf fast die Decke des Tunnels berührte. »Sei gegrüßt, Garuda«, sprach ich ihn an, überzeugt davon, daß er mich auch verstand. Bei diesen Wesen spielten Sprachbarrieren keine Rolle.

»Auch ich grüße dich, Geisterjäger. Im Reiche des Nirwana spricht man von deinen Taten und deinen Siegen. Aber es ist ein sehr langer Weg, den du zu gehen hast, und ein sehr dornenreicher, denn der Erfolg ist nur dem Kämpfer und dem Tüchtigen gegeben. Doch mag der Mensch noch so tüchtig sein, allein kommt er nie ans Ziel. Er braucht die Hilfe seiner Freunde, nur gemeinsam ist man stark. Ich will dir helfen und dich gleichzeitig zu Hilfe holen, denn es ist Zeit geworden.«

»Ich höre, Garuda!«

»Es gibt nicht nur dich und deine Freunde in dem anderen Teil der Welt, die sich gegen das Böse stemmen. Auch im Orient, wo die Tage anders verlaufen, haben sich Menschen zusammengefunden, die die Macht der Finsternis brechen wollen. Sie haben es schwer. So schwer, wie ihr es habt, da die Gegner stark und mächtig sind. Ein Mann, der er sich zum Ziel gesetzt hat, das Böse zu vernichten, ist ausgeschaltet worden. Er lebt noch, doch die Zeichen stehen auf Sturm, und ich spüre, daß die Zeit kommen wird, wo man diesen aufrechten Menschen vernichten will. Man hat ihn wehrlos gemacht. Die schreckliche Magie des Fratzengesichts hat dafür gesorgt, und sein Platz in der Ewigkeit ist bereits vorbestimmt worden. Es soll die Treppe der Martern sein oder die Stufen der Qualen, die in das Nirwana des Todes führen, aus dem es keine Rückkehr mehr gibt. Die

Zeit ist sehr schnell davongeeilt, ich habe dich früher treffen wollen, es ging nicht, du warst in anderen Dimensionen und hast dich gegen mächtige Feinde gestemmt und sie auch besiegen können. Nun aber werden wir gemeinsam versuchen, die Treppe der Qualen zu finden und deinem Freund aus Indien, diesem fernen und zauberhaftem Land, zu helfen.«

Obwohl Garuda nicht mit einem Wort den Namen des Freundes erwähnt hatte, wußte ich, um wen es sich bei diesem Mann handelte.

Es war Mandra Korab!

Ein Geisterjäger aus dem fernen Asien. Ein Mensch, der sich den Kräften der Hölle und den Todesboten der finstersten Welt entgegenstemmte, um sie zurückzuschlagen.

Er hatte es sogar geschafft, der Todesgöttin Kali eine Niederlage zu bereiten, er kämpfte gegen Dämonen aus verschiedenen Dimensionen, gegen mystische Gestalten seiner Heimat und hatte auch dann nicht aufgegeben, als man ihm seine stärksten Waffen nahm.

Die sieben Dolche!

Durch Luzifers Eingreifen waren die für Mandra so wichtigen Waffen in alle Himmelsrichtungen verstreut worden. Sie befanden sich auf der Erde ebenso wie in anderen Dimensionen, und gemeinsam mit Mandra Korab hatte ich Jagd auf die Dolche gemacht.

Sieben waren es gewesen!

Vier hatte Mandra zurückbekommen, bevor ihn das Fratzengesicht, dieser mächtige Schreckensherrscher erwischte und ihn in eine Schiffsplanke verbannte.[4]

Einen Dolch besaß ich.

Zwei blieben noch übrig und gleichzeitig auch verschollen in einem geheimnisvollen Land, das sich Aibon nannte. Wie ich an diese Waffen herankommen sollte und ob ich dies überhaupt jemals schaffen würde, wußte ich leider nicht.

»Du weißt über Mandra Korab Bescheid?« fragte ich den Adler.

»Ja, ich kenne sein Schicksal, und ich weiß auch, wie grausam das Fratzengesicht gewesen ist. Man hat es vernichtet, aber du hast Mandra Korab nicht befreien können.«

»Er befindet sich bei mir zu Hause in London«, sagte ich.

»Das stimmt, Geisterjäger. Gleichzeitig ist es auch ein Irrtum. In der Planke siehst du Mandras Gesicht und seinen Geist. Sein Körper befindet sich woanders.«

»Und wo?«

»Im Land der Gesichtslosen.«

Ich war überrascht, denn davon hatte ich noch nie etwas gehört.

»Land der Gesichtslosen?« hauchte ich. »Wo liegt es? Wo ist es?«

»Es ist eine ferne Dimension. Sie liegt wie fast alle im Schnittpunkt der Zeiten, an der Trennlinie verschiedener Mythologien, wo die des

fernen Ostens mit der des Orients und der alten atlantischen zusammentreffen. Es ist eine Welt für sich. Gefährlich und auch voller Pracht. Ich will, daß du sie kennenlernst, denn nur in dieser Welt selbst kannst du deinem Freund Mandra helfen.«

»Muß ich allein hin?«

»Ja und nein. Ich werde dir den Weg weisen. So wie ich dem obersten Gott Wischnu als Reittier diente, so werde ich auch dir, John Sinclair, als Bote dienen. Du wirst auf meinen Rücken steigen, damit Entfernungen für dich zusammenschmelzen. Nichts soll dich mehr daran hindern können, alles in die Waagschale zu werfen, um ein Leben zu retten. Das Leben eines Freundes.«

Garuda hatte mich nicht erst zu überzeugen brauchen, ich hätte es auch so getan, nickte ihm zu und wandte mich, bevor ich auf ihn zuging, noch einmal um.

Die beiden rumänischen Bahnbeamten standen noch immer auf dem gleichen Fleck und wirkten wie vor den Kopf geschlagen. Sie konnten es nicht fassen, was ihnen da widerfuhr. Mit allem hatten sie gerechnet, nur nicht mit diesen Dingen, die einfach über ihr Begriffsvermögen gingen und sie nur mehr staunen ließen. Hier tat sich eine Welt vor ihnen auf, vor der sie nicht einmal etwas gelesen hatten.

»Meine Reise ist hier beendet«, sagte ich ihnen. »Laßt es euch gutgehen, Männer…«

Der Schaffner kam einen halben Schritt vor. Dabei zitterte er und streckte mir seinen Arm entgegen. »Sie… Sie wollen wirklich mit diesem Wesen abfliegen?«

»So ist es?«

»Aber… aber … wie …« Er konnte nicht mehr sprechen, verzog das Gesicht, wandte sich ab und trommelte mit beiden Fäusten gegen die Tunnelwand, während der Lokführer überhaupt nichts mehr sagte und zu einem lebenden Denkmal geworden war.

»Komm jetzt, Geisterjäger!« drängte Garuda. »Die Zeit eilt uns sonst davon. Wir können nicht mehr länger warten.«

Ich war einverstanden, drehte den Männern den Rücken zu und lief auf den Vogelmenschen zu.

Garuda wandte sich um, damit ich auf seinen Körper klettern konnte. Kaum saß ich dort, breitete er die Flügel aus, und wir starteten in die Düsternis des Tunnels hinein.

Es ging rasend schnell. Der Luftzug erschwerte mir die Atmung, ich sah das Tunnelloch, wir jagten hindurch und hinein in einen kalten Winterhimmel. Wir durchstießen plötzlich die Grenze zwischen Raum und Zeit.

Genau in diesem Augenblick hatte für mich ein neues, fantastisches Abenteuer begonnen…

***

Sheila und Bill Conolly schauten auf den Vorhang und sahen in einem Spalt das schwarze Etwas.

Ohne daß sie jemand dazu aufgefordert hätte, hoben sich die Hände. Ein leises Lachen erklang. Noch wurde es von dem dicken Stoff gedämpft, sehr schnell aber vergrößerte sich der Spalt und gab einen Mann frei, der die schallgedämpfte Waffe in der rechten Hand hielt.

Bill hatte in den letzten Sekunden verzweifelt nach einem Ausweg gesucht, aber keinen gefunden, da sich der Lichtschalter zu weit weg befand, um ihn mit einem Sprung erreichen zu können. In der Dunkelheit hätte er eventuell besser reagieren können, so aber mußte er sich seinem Schicksal ergeben.

Auch der zweite Typ erschien. Er hatte so lange gewartet, bis sein Kumpan ihm nicht mehr in der Schußlinie stand. Der zweite ging, von den Conollys aus gesehen, nach rechts weg, so daß beide Männer das Ehepaar in die Zange genommen hatten.

Auf Sheila blieben ihre Blicke länger haften. »Dich kennen wir auch«, sagte der mit dem Schalldämpfer auf der Mündung. »Klar, wir haben dich gesehen. Gehörst du zu ihm?«

»Sie ist meine Frau«, erklärte Bill, der gesehen hatte, wie bleich Sheila geworden war.

»Ach wie schön, Zeitungsschmierer.« Sorrow begann leise zu lachen. »Da haben wir euch beide zusammen und können euch hier gemeinsam umlegen.«

»Ja!« mischte sich auch Klakev ein, »es gibt nichts Schöneres für ein Ehepaar, als gemeinsam zu sterben. Findet ihr nicht auch?«

»Sie hat damit nichts zu tun!« verteidigte Bill seine Frau.

»Und du?« fragte Sorrow.

»Ich ebenfalls nicht.«

»Was wolltest du denn dann von der kleinen Gabriela?«

»Nur Grüße bestellen.«

»Von einem Magier, wie?«

Bill zuckte zusammen, da er sich darüber wunderte, wie gut der Typ informiert war.

Sorrow hatte es bemerkt. »Das ist eine Überraschung, nicht wahr. Gabriela vertraut uns eben. Wir sind für sie die besten Freunde. Alles erzählt sie uns, alles. Deshalb haben wir uns auch entschlossen, die Mitwisser zu beseitigen. Und dazu gehört ihr nun mal.«

»Wer seid ihr?« fragte Bill.

»Zwei Todesengel!« erwiderte Klakev.

»Aber keine Engländer.«

»Nein. Mütterchen Rußland hat uns geschickt. Genau wie Gabriela eine Landsmännin von uns war. Kaum zu glauben, wie?« Er hob die linke Schulter an. »Wer hier als Gabriela di Fanti bekannt war, hieß in

Wirklichkeit anders. Konski.«

Mit dem Namen konnten Bill und Sheila nichts anfangen. Sie hatten ihn noch nie gehört.

»Dann sind Sie Agenten?«

»Ja«, stimmte Sorrow zu. »Wir arbeiten für unser Land, um es vor den imperialistischen Feinden zu schützen. Wir sind leise, bleiben im Hintergrund und haben die kleine Gabriela immer begleitet. Aber damit ist es jetzt vorbei. Sie wird keine Konzerte mehr geben.«

»Und wieso nicht?« fragte Bill.

»Das liegt auf der Hand. Gabriela wollte es nicht, wir wollten aber, haben sie nicht überreden können, da mußte sie eben die Konsequenzen ziehen.«

Sheila meldete sich wieder. »Ist… Ist sie tot?« hauchte sie den Killern entgegen.

»So tot, wie man nur sein kann«, erklärte Klakev.

»Und Sie haben sie umgebracht.«

»So ist es.«

Sheila senkte den Kopf. Sie wußte nach diesem freimütigen Geständnis, daß die beiden Agenten nicht im Traum daran denken würden, auch sie am Leben zu lassen. Die Erklärung oder Aufklärung war praktisch das Todesurteil für die Conolly gewesen.

Bill fing sich eher als seine Frau. »Man weiß übrigens, wo wir uns aufhalten. Deshalb gebe ich Ihnen keine großen Chancen, wenn Sie uns töten. Man wird Sie jagen und stellen.«

»Auch in Rußland?« fragte Klakev leise.

Da mußte Bill passen.

»Es gibt Möglichkeiten, innerhalb weniger Stunden in unser Heimatland zu gelangen«, erklärte der Killer und wedelte ein wenig mit seiner Waffe. »Das sollte euch Reportern doch bekannt sein.«

»Es war kein Bluff«, erklärte Bill. »Wir sind zwar allein, besitzen aber Rückendeckung.«

»Ich weiß.« Sarrow sprach die Antwort so dahin und schaute dabei seinen Kumpan an. »Wen willst du umlegen? Die Frau oder ihn?«

»Die Kleine ist mir lieber!«

»Einverstanden.«

Nach diesen Worten begann Sheila zu schwanken. Sie mußte sich breitbeinig hinstellen. Für einen Moment zuckte Klakev schon, und Bill glaubte, daß er abdrücken würde. Dann beruhigte er sich wieder und deutete auf die freie Ziegelwand. »Stell dich dahin.«

Sheila ging nicht sofort. Sie warf Bill einen Blick zu, der dem Reporter unter die Haut drang, weil er all die Hoffnungslosigkeit und Angst beinhaltete, zu der ein Mensch fähig ist. Sheila sah einfach keine Chance mehr, und Bill glaubte ebenfalls nicht, der Kugel der russischen Killer entkommen zu können.

Sheila und Bill hatten sich oft genug in Lebensgefahr befunden, waren sogar im Vorhof der Hölle eingeschlossen worden und wieder freigekommen. Nun hatten beide das Gefühl, daß ihr Leben durch die Kugeln russischer KGB-Killer enden würde.

»An die Wand mit euch!« befahl Sorrow. »Mit dem Gesicht gegen die Steine.«

Es hieß im Klartext, daß Sheila und Bill in den Rücken geschossenwerden sollten!

Auf dem Weg zu ihrem Ziel schauten sich beide an. So bleich hatte Bill seine Frau noch nie zuvor gesehen. In ihren Augen schwamm das Wasser. Sie bewegte die Lippen und sprach »stumm« einen Namen aus.

Johnny…

Sheila dachte an ihren gemeinsamen Sohn. Auch Bill konnte keinen anderen Gedanken fassen. Vom Magen her drückte es heiß gegen die Kehle. Die rauhe Ziegelsteinwand verschwamm vor seinen Augen, und er hatte das Gefühl, direkt ins Leere zu schreien.

»Schneller!«

Kalt klang der Befehl. Die beiden Russen kannten keine Gnade.

Sie hatten ihren Schützling aus dem Weg geräumt und würden auch bei den Conollys nicht zögern.

Drei Tote an einem Abend.

Bill stoppte. Er befand sich noch eine Fußlänge von der Mauer entfernt. Aus weit aufgerissenen Augen starrte er die Steine an, die ineinanderliefen, denn die Mörtelstreifen zwischen ihnen konnte er kaum noch ausmachen.

Auch Sheila war jetzt da.

Eine Beinlänge trennte sie.

Da bewegte Sheila ihren rechten Arm zur Seite, und Bill verstand das Zeichen.

Sie wollte seine Hand in der Sekunde des Todes halten.

Ihre Finger fanden sich. Bill spürte die zitternde Bewegung an Sheilas Hand. Auch seine konnte er nicht ruhig halten, und er fühlte auch die Kälte, trotz des Schweißes, der auf der Haut lag.

Er bedeckte jeden Flecken ihres Körpers.

Dann hörte er Sheilas Stimme. »Es… es tut mir so leid, Bill. Ich … ich … weiß nicht …«

»Schon gut.« Bill preßte die Worte hervor. Mehr konnte er nicht sagen. Dafür vernahm er das Lachen der beiden Killer und die Stimme des Mannes mit der Schalldämpfer-Waffe. »Wie nett ihr gemeinsam in den Tod gehen wollt. Das ist was für eine Liebesschnulze. Na ja, so soll es sein…«

Die Conollys erwarteten die tödlichen Kugeln…

***

Er war tot und lebte trotzdem!

Er konnte sehen, hören, riechen, schmecken, nur gelang es ihm nicht, sich bemerkbar zu machen.

Und er konnte denken!

Das war wohl das wichtigste überhaupt in seinem Fall, aber auch das Grauenhafteste und Perverseste. Sein Verstand arbeitete so exakt, wie er geschaffen worden war. Er konnte Gedanken formulieren, ihm gelang es, Schlüsse zu ziehen, auch logisch zu überlegen, und so blieb es nicht aus, daß er über sein furchtbares Schicksal nachdachte.

Von Natur aus gehörte er zu den Grüblern, zu den Fragern. Er zählte sich zu der seltenen Gruppe von Menschen, die nicht alles kritiklos hinnahmen, sondern nachfragten, Hintergründe erkennen wollten, um Zusammenhänge aufzudecken und zu verstehen.

So etwas konnte sehr positiv und fruchtbar für einen Menschen sein. War dieser Mensch jedoch gefangen, so wie Mandra Korab, dann wurde das Grübeln zu einer selbstzerstörerischen Qual. Dann war es praktisch der Anfang vom Ende, denn Hilflosigkeit ist für aktive Menschen die schlimmste Folter, die es gibt.

Und Mandra Korab war hilflos!

Er steckte in einer alten Schiffsplanke. Sie hatte einmal zu einer Brigantine gehört. So nennt man die Ausflugsschiffe, die in Hongkong vor Anker liegen und von Touristengruppen gechartert werden konnten, um Abstecher in das Seegebiet um Hongkong zu starten.

So eine Brigantine war von Mandra Korab durchsucht worden.

Nicht ohne Grund, denn er hatte gehofft, Hinweise auf einen mächtigen und furchtbaren Dämon zu finden, auf das Fratzengesicht.

Diese Hoffnung hatte sich mehr als erfüllt, denn Mandra Korab war es gelungen, das Fratzengesicht zu stellen. Er hatte den janusköpfigen Dämon gesehen, war gegen ihn angetreten und hatte verloren. Die Macht des Fratzengesichts konnte von ihm nicht gebrochen werden. Im Gegenteil, der Dämon hatte mit ihm gespielt und ihm seine eigene Macht auf grausame Art und Weise bewiesen.

Mandra Korab war im Bauch des von dem Fratzengesicht beherrschten Schiffes in eine Magie hineingeraten, die ihn in eine Planke verbannt hatte.

Dabei wußte er nicht einmal, ob sein gesamter Körper in der Planke steckte. Zu sehen jedenfalls war nur sein Gesicht, und dieses im Holz steckende Gesicht besaß noch all die positiven Kräfte, die dem Inder auch als normaler Mensch zuteil geworden waren.

Er steckte fest, bekam mit, was in seiner Umgebung geschah und konnte sich trotzdem nicht bemerkbar machen.

So wurde er von seinem Freund John Sinclair gefunden. Der Geisterjäger und auch Suko sowie Shao hatten die Planke entdeckt und waren entsetzt gewesen.

Das hatte Mandra mitbekommen, er hätte gern geschrieben, etwas gesagt oder wäre auf andere Art und Weise mit den Freunden in Kontakt getreten. Leider war ihm dies nicht möglich, so mußte er mitansehen, wie verzweifelt die anderen versuchten, einen Weg zu seiner Befreiung zu finden.

Es gab keinen.

John Sinclair, Suko und Shao blieb nichts anderes übrig, als die Planke mitzunehmen. So wurde dieses alte Stück Bordwand mit dem Gesicht des Inders darin nach London geschafft, und John Sinclair verwahrte es in seiner Wohnung auf.

Dort blieb Mandra.

Und genau da begann die Qual von neuem.

Die Magie hörte nicht auf. Mandra erlebte die Dinge, die sich in der Wohnung taten, hautnah mit. Er hörte Gespräche, er wußte von Fällen, die John Sinclair zu lösen hatte oder lösen wollte, sah die Besucher, wenn sie sich die Planke anschauten und verzweifelt davorstanden, so daß sie ebenso geschockt waren wie Mandra, denn gegen das schlimme Schicksal konnte niemand ankämpfen.

Mandra blieb gefangen, die anderen hilflos.

Zeit verstrich.

Aus Tagen wurden Wochen. Aus Wochen schließlich Monate, und Mandra blieb ein Gefangener der Planke, grübelte weiter und wollte sich einfach nicht mit seinem Schicksal abfinden.

Irgendwann aber wird jeder Mensch mürbe. Jeder Geist erlebt einmal eine Schwäche, darin machte auch Mandra keine Ausnahme. So kam es dann, daß er damit anfing, sich mit seinem Schicksal abzufinden.

Er besaß auch nicht mehr die Kraft wie zu Beginn. Sein Geist war einfach müde geworden.

Mandra hatte lange genug gegen Dämonen gekämpft, um erkennen zu können, wann er verloren hatte.

Hier hatte er verloren.

Es gab keinen Weg mehr zurück.

Was die Totengöttin Kali nicht geschafft hatte, war dem Fratzengesicht gelungen. Dieser Dämon hatte sich eine furchtbare Strafe für den Inder ausgesucht, und Mandra ging davon aus, daß er für alle Zeiten innerhalb der Schiffsplanke gefangen sein würde.

Vielleicht würde er irgendwann einmal auf eine Art und Weise erlöst, die ihm jetzt schrecklich erschien, im Endeffekt aber am besten war.

Man würde die Planke zerhacken!

Daran dachte Mandra Korab, und er gab sich auch keinerlei Illusionen hin. Vielleicht übernahm sein Freund John Sinclair sogar die Aufgabe. Er mußte ja einsehen, daß es so nicht weiterging. Mandra konnte einfach nicht für immer in der Wohnung bleiben.

Wie oft hatte er versucht, mit dem Geisterjäger in Kontakt zu treten.

Er konnte viel, kannte Tricks und Kniffe, hatte sich schon mit zahlreichen dämonischen Wesen herumgeschlagen, aber er beherrschte die Gabe der Telepathie leider nicht.

Und das stimmte ihn so traurig.

Gerade die Telepathie hätte ihn sicherlich weitergebracht. Durch diese Gabe hätte er mit dem Geisterjäger in Verbindung treten können, aber da war nichts. Wenn John sich die Planke wieder einmal angeschaut und Mandra es dann versucht hatte, blieb der Raum zwischen ihnen leer. Zu einem Kontakt kam es nicht.

Also würde der Inder weiterhin dahinsiechen, bis er irgendwann sein Ende erreichte.

Zwischendurch waren John Sinclair und Suko lange weggewesen.

Da der gefangene Inder die Gespräche der beiden Männer hören und verstehen konnte, wußte er auch, daß es den beiden gelungen war, ein mächtiges Dämonenbollwerk zu zerstören.

Die Großen Alten gab es nicht mehr!

Jahrelang hatten sie dem Sinclair-Team schwere Sorgen bereitet, jetzt war dieses Kapitel abgeschlossen. Das glaubte Mandra aus den Gesprächen herausgehört zu haben.

Ansonsten umgab ihn die Stille.

War es schon die Stille des Todes? Mandra wußte es nicht, jedenfalls befand er sich in einer schweigenden Welt, die auf seine drängenden Fragen keine Antwort gab, und es war ihm auch nicht gelungen, mit seinen Gegnern Kontakt aufzunehmen. Sie befanden sich irgendwo zwischen Raum und Zeit, schwebten in völlig anderen Welten, während sein Platz leider in dieser Planke war.

Und so wartete Mandra darauf, daß irgend etwas passierte.

Auch in der letzten Zeit war die Wohnung des Geisterjägers oft verlassen gewesen. Hin und wieder kam Shao und saugte Staub.

Manchmal öffnete sie auch den Schrank, in den John die Planke gestellt hatte, und wo sich auch der Kelch des Feuers befand.

Dann sah Mandra jedesmal den gequälten Ausdruck auf dem Gesicht der Chinesin und auch das Weinen, das sie oft genug überkam.

Er selbst hätte schreien können, aber es war ihm nicht möglich, mit Shao Kontakt aufzunehmen.

So blieb es bei einem Sichtkontakt.

Und Mandra blieb weiterhin gefangen.

Wieder verging Zeit.

Und er spürte, daß seine Hoffnung immer weiter sank. Die Energie war dabei, ihn zu verlassen, so daß Mandra sich schon in sein Schicksal ergab.

Das Wort Hoffnung kannte er nicht mehr. Nur ein anderes, das so ähnlich klang, aber das Gegenteil bedeutete.

Hoffnungslosigkeit…

Sie war wie ein gewaltiges Meer, in dem der Inder schwamm und sich nicht befreien konnte. Irgendwann würde der Zeitpunkt kommen, wo er untertauchte.

Das alles hielt ihn bis zu dem Tag gefangen, an dem sich einiges ändern sollte…

***

Es war schon seltsam. Bill Conollys Gedanken beschäftigten sich mit furchtbaren Dingen, die schrecklich, aber dennoch sehr realistisch waren. Wie würde es sein, wenn die Kugeln in seinen Rücken einschlugen. Hörte er noch das Krachen, war es das letzte Geräusch in seinem Leben, würde er den heftigen Schlag spüren, vielleicht brennende, zerreißende Schmerzen, die ihn in den Tod begleiteten?

Nichts davon trat ein.

Er hörte statt dessen den heftigen Atem seiner Frau Sheila. Nach den letzten Worten der Killer waren mehrere Sekunden vergangen, in denen sich nichts getan hatte, so daß Bill sich dazu zwang, sein schweißüberströmtes Gesicht zu drehen und Sheila anzublicken.

Sie stand da mit weichen Knien. Ihre Hände waren gegen die Mauer gepreßt, die Finger hatte sie gekrümmt, den Atem pumpte sie durch den offenen Mund.

Beide lebten, und die Killer schossen noch immer nicht.

Was war der Grund?

Bill vernahm hinter sich ein schweres Ächzen. Es hörte sich an, als würde der Mann unter großen Schmerzen leiden, und obwohl es die Killer nicht gewollt hatten, drehte er sich um, damit er nachschauen konnte, was geschehen war.

Der Reporter glaubte, einen Traum zu erleben.

Er sah die beiden Killer-Agenten noch immer an der gleichen Stelle stehen, nur hatte sich deren Haltung verändert. Ihre rechten Arme jeweils waren gegen die Decke gerichtet, damit auch die Mündungen ihrer Revolver.

Sie standen dort wie ein Starter bei den olympischen Spielen. Nur waren sie nicht in der Lage, ein Kommando zu geben, denn aus ihrem Mund drang ein Keuchen, wie es schon bei Tieren zu hören war. So sehr sie sich auch anstrengten, sie schafften es nicht, die Arme nach unten zu drücken und die Mündungen der Revolver wieder in die vorgesehenen Richtungen zu stemmen.

Eine andere Kraft hielt dagegen.

Aber welche?

Bill vernahm einen seufzenden Laut, sah neben sich die Bewegung und konnte Sheila nicht einmal auffangen, als sie einknickte und sich dem Boden entgegenschraubte. In einer krummen, sitzenden Haltung blieb sie und lehnte dabei gegen die Wand.

Als Bill dies sah, flog sein Blick auch über Sheila hinweg. Und dann sah er die Person, die wie ein Bühnenregisseur alles im Griff hatte und nach deren Anordnungen die anderen handeln mußten.

Es war Myxin.

Der kleine Magier stand halb im Schatten. Seine Gestalt hob sich kaum von der Düsternis ab, der lange Mantel reichte ihm weit über die Knie, er hatte den Kopf erhoben, und in seinen Augen stand ein Ausdruck, den Bill nur allzu gut kannte.

Dieses Brennen, diese Härte, es sagte dem Reporter genug. Myxin, der Magier, hatte seine telepathischen Kräfte eingesetzt und hielt die Killer unter Kontrolle.

Er sprach kein Wort, stand nur da, war wirklich als Retter in letzter Sekunde gekommen und »spielte« mit den Killern.

Noch immer hielten die beiden ihre Arme ausgestreckt, so daß die Mündungen der Waffen gegen die Decke wiesen. Sie schafften es nicht einmal, den Zeigefinger zu krümmen, so sehr standen sie unter dem Bann des anderen, und Myxin ließ sie vorerst in dieser Haltung, auch als er näherkam und ein feines Lächeln um seinen schmallippigen Mund spielte.

Bill wollte ihn ansprechen, das brachte er nicht fertig. Er war noch zu überrascht, weil er voll unter dem kaum faßbaren Bann der Ereignisse stand.

Erst jetzt spürte er die Reaktion und konnte Sheila verstehen, daß sie zusammengebrochen war.

Auch ihm fiel es nicht leicht, sich auf den Beinen zu halten. Bill überkam das große Zittern. Seine Knie schlugen an den Innenflächen gegeneinander, die Lippen bewegten sich, ohne daß er sprechen wollte, und heiße Schauer wechselten sich mit kalten ab, die intervallweise über seinen Körper rannen.

Bill ging schräg zurück, damit er neben seiner Frau stand und er selbst die Wand im Rücken spürte, wo er sich abstützen konnte. Tief atmete er durch und verfolgte mit starrem Blick den Weg des kleinen Magiers, der erst dann stehenblieb, als er sich praktisch zwischen den beiden Killern befand und er durch seine Person die Spitze eines Dreiecks bildete.

Die KGB-Killer kämpften verzweifelt gegen ihr Schicksal an. Sie wollten noch immer die Arme nach unten senken, es gelang ihnen nicht, im Gegenteil, Myxin begann damit, mit ihnen zu spielen.

Ohne daß es von den beiden gesteuert werden konnte, begannen sich ihre nach oben gereckten Hände zu drehen, als wollten sie sich von den Armen los winden.

Dann kamen die Schmerzen.

Die ersten Schreie gellten. Plötzlich verbogen sich auch die gefährlichen Waffen zu eisernen Klumpen, die von den Fingern nicht

mehr gehalten werden konnten, aus den Händen rutschten und zu Boden schepperten, wo sie liegenblieben.

Das hatte Myxin erreicht. Und er gab einen neuen geistigen Befehl, denn die Arme der Männer sanken nach unten. Sie klatschten gegen die Körper und zitterten noch nach.

Myxin aber blieb stehen. Ohne den Kopf zu wenden, sprach er mit Bill Conolly. »Du kannst dich um Sheila kümmern. Ich erledige das hier schon. Okay?«

»Ja, natürlich.«

Jetzt ärgerte sich Bill, daß er nicht schon früher an seine Frau gedacht hatte, aber er war so überrascht und fasziniert gewesen, daß er nur Myxins Aktivitäten verfolgte.

Und der kleine Magier dirigierte die beiden auch weiterhin. Er ließ sieeinfach stehen.

Bill umschlang seine Frau, hievte sie hoch und stellte sie hin, wobei er sie unter den Achselhöhlen festhalten mußte. Sheilas Kopf sackte nach vorn. Da sie jedoch die Lippen und auch die Augen bewegte, erkannte der Reporter, daß sie nicht bewußtlos geworden war, sondern nur einen Schock davongetragen hatte. Er veränderte seinen Griff, umklammerte jetzt ihre Schultern und drückte Sheila mit dem Rücken gegen die Wand.

»He«, sprach er sie an. »Bitte, Sheila, hörst du mich?«

Sie hob von selbst den Kopf und schaute ihren Mann an.

»Wir leben?« flüsterte sie.

»Ja, wir leben«, erklärte der Reporter. »Verdammt, wir leben!« Es war ein Schrei, der aus ihm herausbrach.

In ihm echote all die Erlösung wider, die Bill empfand. »Wir leben!« brüllte er wieder. »Wir haben es geschafft!«

Sheila blickte ihn an. Sie konnte es nicht begreifen. In ihren Augen lag Unglaube, und erst als sie Bills tränennasse Wange an der ihren spürte, da durchlief ein Zittern ihren Körper, und sie schluchzte auf.

»Wir leben!« hauchte sie. »Wir leben…«

»Jaaa…!« Noch einmal schrie Bill und umklammerte seine Frau wie ein im Meer Treibender die schwankende Schiffsplanke.

»Und ihr werdet auch weiterleben.« Eine Frau hatte gesprochen.

Mit Sheila im Arm drehte sich der Reporter um.

Aus dem Dunkel lösten sich zwei Personen. Es waren Kara und Suko. Shao sah Bill nicht.

Die Schöne aus dem Totenreich lächelte ihnen zu. »Das war wohl zur rechten Zeit«, erklärte sie.

Bill konnte nur nicken.

»Wie gut, daß ihr den Zettel geschrieben habt«, sagte Suko. »Sonst hätte es böse ausgesehen. Er hat euch das Leben gerettet. Wir hätten euch nie so schnell finden können.«

Bill gab keine Antwort. Er wußte ja, wie recht der Inspektor mit dieser Aussage gehabt hatte und baute sich so auf, daß er die beiden Killer und Myxin sehen konnte.

Die Agenten standen noch immer unter Myxins Einfluß. Ihre Gesichter zeigten einen verzerrten und gleichzeitig auch dümmlichen Ausdruck, wobei ihre Blicke ins Leere glitten. Sie konnten nicht begreifen, daß so etwas geschehen war, das ging einfach über ihre Vorstellungskraft.

Suko gesellte sich zu Myxin, während Kara abwartend im Hintergrund stand und die rechte Hand auf den Griff des Schwerts mit der goldenen Klinge gelegt hatte.

»Das sind keine Dämonen, nicht wahr?«

»Nein, Suko, normale Menschen. Da sie Sheila und Bill hatten töten wollen, müssen wir sie als Killer bezeichnen.«

Der Chinese nickte. »Eine Erklärung dafür habe ich trotzdem nicht«, gab er zu. »Wie kommt es, daß die beiden in die Fänge dieser Leute geraten sind? Das ist doch ein Unding.«

»Es wird für alles eine Antwort geben.«

»Hoffentlich.«

»Ich werde sie nicht mehr länger unter meinem Bann halten«, sagte Myxin. »Sie sollen uns selbst sagen, was geschehen ist und wo diese Gabriela di Fanti steckt.«

»Willst du sie töten?« erkundigte sich Suko noch einmal.

»Unsinn.« Nachdem Myxin das Wort ausgesprochen hatte, löste er den Bann, und die beiden Agenten konnten sich wieder normal bewegen. Sie faßten es kaum, waren noch durcheinander, traten voreinander weg, schauten sich an und blickten, als die Erinnerung zurückkehrte, auf die jetzt leeren Schußhände.

Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, hätte man lachen können. So aber enthielten sich die anderen einer Reaktion und warteten erst einmal ab.

Die Männer redeten alle auf einmal und verfielen dabei in ihre Heimatsprache.

»Das ist ja Russisch!« wunderte sich Suko. »Was haben Sheila und Bill denn mit denen zu tun?«

Bill hatte die Frage gehört und gab Antwort. »Es sind Agenten des KGB. Killer-Agenten.«

»Danke.« Suko schaute die Russen an. »Stimmt das?«

Die Männer schwiegen. Sie atmeten schwer, das war alles, denn sie waren dabei, sich von den Folgen des Schocks zu erholen. Und sie gehörten zu den Typen, die durch eine harte Schule gegangen waren, wo ihnen beigebracht worden war, nie aufzugeben.

Suko stellte dies fest. Er sah es an ihren unruhigen Augen und meinte beinahe lässig: »Ich warne euch. Chancen habt ihr nicht. Wenn wir

wollen, können wir euch zerschmettern.«

Zum erstenmal sprach Sorrow. »Wir stehen unter diplomatischem Schutz. Was Sie sich hier erlauben, ist ungeheuer!«

Bills Lachen unterbrach ihn. »Seit wann steht Mord unter dem Schutz der Diplomatie?« fuhr er sie an. »Ihr seid doch Mörder. Wenigstens habt ihr es selbst zugegeben.«

»Stimmt das?« fragte Suko.

»Natürlich«, erklärte Bill. »Sie haben sogar damit geprahlt, denn sie töteten Gabriela di Fanti, ihren Schützling.«

Nach diesen Worten zuckte selbst Myxin zusammen. Durch eine schnelle Drehung wandte er sich dem Reporter zu. »Und das stimmt wirklich, Bill, was du da gesagt hast?«

»Ja, verdammt.«

Myxin schüttelte den Kopf. »Es ist nicht gut!« flüsterte er. »Das ist nicht gut…«

»Und weshalb nicht?« fragte Suko.

»Später, ich erkläre es euch später.«

»Sie haben die Frau wahrscheinlich auf der Bühne umgebracht!« fügte Bill noch hinzu, »und wären verschwunden gewesen, wenn wir nicht erschienen wären.«

»Ich schaue nach«, sagte Suko. Er setzte sich in Bewegung und ging auf den Vorhang zu.

Da reagierten die Russen. Sie wußten, daß sie verloren waren, wenn die anderen die Tote entdeckten. Und sie waren verdammt schnell, wobei sie sich das angeblich schwächste Glied in der Kette aussuchten.

Beide stürzten in Karas Richtung.

»Kara, Vorsicht!«

Bill warnte sie. Seine Stimme überschlug sich dabei. Suko war zu weit weg. Er konnte seiner Partnerin nicht beistehen, und auch Myxin mußte sich erst drehen, wobei er fast noch von einem Schlag des kleineren Russen erwischt worden wäre.

Aber Kara war ebenso schnell.

Urplötzlich sprang sie zur Seite und zog mit einer blitzschnellen Bewegung ihr Schwert.

Einsetzen konnte sie es nicht, denn einer der Russen trat ihr sofort die Beine weg, so daß die Schöne aus dem Totenreich nach hinten kippte. Der andere hielt plötzlich ein Messer in der Hand und wollte es von oben her in Karas Körper stoßen.

Als die blitzende Klinge nach unten fuhr, handelte Kara. Sie bewegte ihr Schwert, und beide Waffen stießen zusammen, so daß sie einen hell klingenden Ton erzeugten. Das Messer rutschte ab, und Sorrow, der viel Schwung hinter den Stoß gelegt hatte, fiel zu Boden.

Bevor er wieder hochkam, war Suko bei und über ihm. Der Inspektor riß ihn mit der linken Hand in die Höhe und drosch mit der rechten so

hart zu, daß der Russe quer durch den Raum hinter der Bühne fiel und mit dem Rücken gegen den Vorhang stieß. Er rutschte dort zu Boden, verfing sich in den Falten und schaffte es nicht mehr, sich da festzuklammern.

Der andere lag am Boden.

Myxin hatte eingegriffen und ihm durch seine telepathische Kraft außer Gefecht gesetzt.

Der Killer rührte sich nicht mehr. Mit den Lippen war eraufgeschlagen. Sie zeigten sich blutverschmiert. Sein Kumpan hockte da und ächzte. Der Blick war leicht glasig. Die rechte Hand hatte er gegen seine Wange gepreßt.

Suko holte ihn herbei. Er schleifte den brutalen Mörder über den Boden, bis er mit seiner »Beute« den anderen Russen erreicht hatte.

Der Inspektor legte Sorrow daneben. Mit einer Handschelle band er beide zusammen. Um Sorrows linkes Gelenk drehte er die erste Spange, und die zweite befestigte er am Fuß des anderen Russen.

Aus dieser Haltung würden sich beide nicht mehr aus eigener Kraft befreien können.

»Diese Ära ist beendet«, erklärte Suko. Er schüttelte den Kopf.

»Unter diplomatischem Schutz stehend. Daß ich nicht lache. Eingesperrt werdet ihr Killer!«

»Wir sollten zu der Toten gehen«, schlug der kleine Magier vor.

Damit waren die anderen einverstanden.

Auch Sheila hatte sich wieder einigermaßen gefangen. Sie zitterte nicht mehr so stark. Zwar war die Gänsehaut noch geblieben, auch drückte sie sich eng gegen ihren Mann, als die beiden den anderen folgten, aber sie hatte den schlimmsten Schock überstanden.

»Das möchte ich nicht noch einmal erleben, Bill. Wirklich nicht«, flüsterte sie.

»Ich hoffe, daß es nicht mehr so weit kommen wird«, gab der Reporter ebenso leise zurück.

Suko hatte den Spalt im Vorhang gefunden und zog ihn auf. Er hielt ihn so, daß alle die Bühne betreten konnten. Kara und Myxin gingen als erste, die Conollys machten den Schluß. Als Sheila den Inspektor passierte, streichelte Suko ihr Haar und lächelte ihr aufmunternd zu.

»Ich danke euch!« sagte Bill, »Ach, hör auf!«

Wenig später standen sie auf der Bühne. Da einige Scheinwerfer brannten, war die große Fläche erleuchtet.

Und ein breiter Strahl stach auch von der Höhe genau dorthin, wo der Flügel stand, so daß alle das schreckliche Bild erkennen konnten.

Die Killer hatten die Pianistin nicht nur umgebracht, sondern sie auch auf besonders makabre Art und Weise hingelegt. Ihren Körper hatte man in den offenen Flügel gedrückt, ihn halb zugeklappt, so daß nur mehr der Kopf der Toten hervorschaute.

Mit der Vorderseite des Halses lag die Leiche auf dem Rand. Der Kopf selbst kippte über und wurde von den langen Haaren wie ein Vorhang bedeckt.

Direkt darunter lagen einige Blutstropfen, die aus der Wunde gefallen waren.

Die fünf Personen umstanden den Flügel und schwiegen. Sie waren über die Brutalität des Verbrechens entsetzt.

»Weshalb bringt man diese Frau um? Sie hat doch keinem etwas getan«, flüsterte Sheila.

»Das werden wir noch genauer untersuchen müssen«, sagte Myxin, der von Sheilas Antwort nicht so überzeugt war.

Bill stand seiner Gattin bei. »Ich suche nach der Verbindung zwischen Atlantis, den Russen und dieser toten Pianistin, bisher vergeblich.«

»Wir werden sehen«, sagte Myxin und näherte sich der Toten. Mit der rechten Hand hob er ihren Kopf an. Die anderen schwiegen. Obwohl Myxin nichts erklärt oder gesagt hatte, ahnten sie, daß er vor einer gewissen Entscheidung stand.

Myxin drehte den Kopf so, daß alle in das Gesicht der Toten schauen konnten.

Gesicht?

Nein, da war keines vorhanden. Es gab weder einen Mund, eine Nase, noch Augen. Auch ein Kinn konnte keiner der Umstehenden erkennen. Bis auf die Ohren waren die Sinnesorgane verschwunden.

Wo sie sonst so deutlich hervorgetreten waren, sahen die Umstehenden nur mehr eine glatte, hautfarbene Fläche.

Ein schauriger Anblick, der von Sheila schlimmer empfunden wurde als der eines halbverwesten Zombies. Ein Mensch ohne Gesicht war schrecklich anzusehen, und Myxin wußte das. Er drehte den Kopf wieder so, daß die Haare den größten Teil verdeckten.

Danach schaute er seine Freunde an.

»Das haben wir nun gesehen«, sagte Suko. »Aber keiner von uns kann damit etwas anfangen. Du vielleicht?«

Der kleine Magier nickte. Er ging ein paar Schritte zur Seite und ließ sich auf dem Hocker vor dem Flügel nieder. Seine Hände hatte er auf die Knie gelegt und sagte mit leiser Stimme: »Ich glaube, Freunde, daß ich euch jetzt eine Erklärung schuldig bin…«

»Ja, das bist du wirklich«, erwiderte Bill »Dann fang schon mal an.«

Myxin nickte. Er konzentrierte sich noch für einen Moment, blickte ins Leere und begann mit seinem Bericht, der die Zuhörer weit in die Vergangenheit führte, in eine Zeit, wo Mythen und Legenden noch zum täglichen Leben gehörten…

***

Shao hatte mitfahren wollen, sich dann von ihrem Freund

überzeugen lassen, daß es besser für sie war, wenn sie zurückblieb, und so wartete sie in der Wohnung.

Die Unterhaltung ging ihr nicht aus dem Kopf. Myxin hatte da Dinge gesagt, von denen sie nur die Hälfte verstand, die aber wohl weittragend sein mußten.

Sie hingen mit dem Komplex Atlantis zusammen, der auch nach der Zerstörung der Großen Alten längst nicht vergessen war, denn es existierten Reste dieses Kontinents, die man mit dem Begriff Menschen umschreiben konnte.

Erben…

Ebenso wie Shao, denn sie hatte im Laufe ihres Lebens erfahren, daß sie von der Sonnengöttin Amaterasu abstammte, das wiederum gehörte zu einem anderen mythologischen Kreis. Irgendwann würde sie bestimmt mehr darüber erfahren, obwohl es ihr eigentlich lieber war, wenn sie nicht mehr wußte. So konnte sie unbelasteter leben.

Wie lange die anderen wegbleiben wollten, wußte Kara nicht zu sagen. Unter Umständen konnten es Stunden werden, und sie wollte nicht zu Bett gehen, sondern die Ankunft der Freunde abwarten. Die Chinesin war es gewohnt, mal eine Nacht auf den Beinen zu bleiben.

Den fehlenden Schlaf würde sie später nachholen.

Sie räumte den Tisch leer, an dem sie gesessen hatten und brachte die Gläser in die Küche, wo sie auf der Spüle ihren Platz fanden.

Dann ging sie wieder zurück in den Wohnraum.

Ihr Blick fiel auf das Fernsehgerät. Es war zwar nicht für sie der absolute Hochgenuß der Unterhaltung, dennoch wollte sie sich berieseln lassen, um wenigstens ihre trüben Gedanken zu verscheuchen.

Das normale Programm wählte sie nicht, sondern legte sich auf einen kommerziellen Kanal fest. Dort wurde zumeist Unterhaltung gebracht, und sie mußte nicht dauernd auf die Mattscheibe starren.

Das Bild kam, und Sekunden später verschwand das lächelnde Gesicht der Ansagerin. Musik erklang.

Eine Show wurde gesendet. Wahrscheinlich in den Staaten gekauft, denn Babara Streisand erschien auf einer großen Treppe mit ausgebreiteten Armen.

Während sie die breiten Stufen hinunterschritt sang sie ihren Hit »Women in love« im Playback-Verfahren.

Shao schaute hin, sah die Frau und sah sie trotzdem nicht, da es ihr schwerfiel, sich zu konzentrieren. Immer wieder irrten ihre Gedanken zu den Freunden ab, die sich bestimmt schon im Theater befanden, um dort nachzuschauen.

Stammte die Pianistin tatsächlich aus dem alten Atlantis? Wenn ja, war dies ein ungeheurer Zufall, daß Myxin überhaupt ihre Spur entdeckt hatte. Wirklich außergewöhnlich.

Obwohl Shao direkt nichts damit zu tun hatte, war sie doch auf ungewöhnliche Art und Weise erregt. Sie fühlte sich wie unter Strom und konnte dagegen auch nichts machen. Ihre innere Uhr lief einfach anders.

Die Tatsachen hatten sie aufgewühlt, und sie spürte das Kribbeln unter ihrer Haut. Plötzlich fiel ihr die Show auf den Wecker. Shao griff zur Fernbedienung und stellte die Flimmerkiste ab.

Ruhe kehrte ein.

Zunächst empfand sie diese als entspannend. Minuten später jedoch empfand sie auch diese Stille als störend. Sie stand auf, ging in die Küche und holte sich etwas zu trinken. Mit dem Glas in der Hand kehrte sie zurück, setzte sich aber nicht, denn ihr war eingefallen, daß im Schlafzimmer noch Wäsche lag, die sie in den Schrank sortieren wollte. Die Arbeit haßte sie, aber sie mußte getan werden, und Shao, die jetzt Zeit hatte, setzte den Vorsatz augenblicklich in die Tat um.

Um das Schlafzimmer zu erreichen, mußte sie den schmalen Flur durchqueren. Die Tür zum Schlafraum lag auf der linken Seite, und Shao wollte sie schon aufstoßen, als sie mitten in der Bewegung innehielt.

Sie hatte etwas gehört.

Nicht in der Wohnung, sondern von draußen her, vom Flur. Dort waren hastige Schritte aufgeklungen, hatten sich vom Lift ihrer Wohnung genähert und waren vorbeigegangen, dann aber verstummt, so daß der Ankömmling vor der nächstliegenden Tür stehengeblieben sein mußte. Und dort wohnte John Sinclair.

In Shao stieg ein böser Verdacht hoch. Der Geisterjäger selbst konnte es nicht sein. Er wollte erst am nächsten Morgen zurückkehren. Suko sicherlich auch nicht, er wäre zuvor bei Shao vorbeigekommen. Blieb noch eine dritte Möglichkeit.

Jemand wollte einbrechen.

Weil Shao damit rechnete und sie den »Einbrecher« auch stellen wollte, lief sie schnell in den Schlafraum und öffnete eine Schublade.

Dort lag ihr kleiner Derringer, den sie für alle Fälle im Haus hatte, um sich wehren zu können.

Ihn nahm sie in die rechte Hand, ging wieder in den Flur zurück undblieb noch für einen Moment lauschend vor der Wohnungstür stehen. Sie hörte nichts, vielleicht war der Einbrecher schon in Sinclairs Wohnung verschwunden?

Sheilas Herz schlug schneller, als sie vorsichtig die eigene Wohnungstür öffnete, den ersten Blick in den Flur warf, ihn leer fand und nach rechts schaute.

Dort stand auch niemand. Demnach mußte der Fremde schon in Johns Wohnung verschwunden sein.

Shao schlich auf den Flur. Den Derringer hielt sie in der rechten

Hand. Sie hielt sich dicht an der Wand, als sie sich der nächsten Tür näherte und mit Überraschung feststellte, daß diese nur angelehnt worden war, so daß Shao sie aufdrücken konnte.

Das gelang ihr lautlos, denn John legte Wert darauf, daß die Türangeln stets geölt wurden.

Seine und die Wohnung von Shao und Suko waren gleich.

Deshalb hätte sich die Chinesin auch mit verbundenen Augen in Johns Behausung zurechtgefunden.

Auf Zehenspitzen glitt sie über die Schwelle, stand in der Diele, fand sie leer vor, hörte jedoch Geräusche aus dem Wohnraum, die durch die offenstehende Tür an ihre Ohren drangen.

Sie schlich weiter, erreichte die Tür, blieb innerhalb des Rechtecks stehen und schaute auf den Rücken der Gestalt, die in die Wohnung gekommen war.

Shao schüttelte den Kopf. Sie kannte den Mann, aber sie konnte nichtbegreifen, daß er jetzt schon da war.

»John!« sagte sie überrascht…

***

Ich hörte meinen Namen, kam aus der gebückten Haltung hoch und drehte mich um.

Shao stand vor mir.

Im ersten Augenblick glich sie der berühmten Salzsäule, so perplex war sie, bis sie dann den rechten Arm nach unten sinken ließ, damit auch die Hand mit dem Revolver.

»Ja, ich bin es.«

Die Chinesin schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht fassen. Wo kommst du her?«

Ich lächelte innerlich. Die Frage war gut, wirklich gut, aber welche Antwort sollte ich Sukos Freundin geben? Aus Rumänien kam ich und hatte eine Zeitreise hinter mir, die mich allerdings nicht in die Vergangenheit geführt hatte, sondern auf dem Rücken des Adlers Garuda in die Gegenwart nach London, auf das Dach des Hochhauses, in dem ich lebte, und von dort war ich zu meiner Wohnung gegangen.

»Du bist es doch, John!« Shao hakte nach, weil sie von mir noch keine Antwort bekommen hatte.

»Natürlich bin ich es.«

»Wir… wir …« Sie kam einen Schritt näher und hob die Schultern. »Ja, wir haben dich erst für morgen früh erwartet.«

»Danach sah auch alles aus. Bis mir diese Sache passierte und ich aufgehalten wurde.«

»Welche Sache denn?«

Ich sah keinen Grund, Shao gegenüber die Wahrheit zu verschweigen und berichtete von meinem Erlebnis, das ich mit dem Adler Garuda

gehabt hatte.

Sie bekam vor Staunen große Augen, denn sie konnte so etwas kaum fassen. »Das ist doch nicht möglich!«

»Wäre ich sonst hier?«

»Stimmt auch wieder. Und jetzt?«

Ich gab zunächst keine Antwort, denn ich wollte wissen, wo Suko steckte.

»Der ist nicht da. Auch Sheila, Bill, Myxin und Kara fehlen. Sie sind im Theater. Ein Fall hat sie dorthin geführt.«

»Und welcher?« Shao gab mir einen Überblick und berichtete vor allen Dingen von Myxins Suche nach Erben des untergegangenen Kontinents.

Diesmal war ich überrascht, denn damit hätte ich nicht gerechnet.

Nun ja, ich war in Rumänien gewesen und konnte nicht erwarten, daß sich die Mächte der Finsternis so lange Zeit mit neuen Aktivitäten ließen, bis ich wieder im Lande war.

»Und mehr weißt du nicht?« fragte ich Shao. »Nein.« Ich knetete mein Kinn. »Mich wundert es nur, daß sie in einer so großen Besetzung gefahren sind. Vielleicht steckt doch mehr dahinter, als man bisher hatte ahnen können.«

»Hoffentlich nicht«, flüsterte Shao. Sie bekam eine Gänsehaut. »Irgendwie habe ich ein komisches Gefühl. Weißt du, John, wäre es nicht besser, wenn wir gemeinsam mal nachschauen würden?«

Ich schüttelte den Kopf und nickte zugleich. Mein *Jein* gefiel Shao nicht, denn sie fragte: »Was meinst du damit?«

»Normalerweise ja« erwiderte ich. »Aber ich kann leider nicht mitkommen, sorry.«

»Wieso?«

»Weil ich eine andere Aufgabe zu lösen habe.« Ich drehte mich zur Seite und deutete auf den Schrank, der neben dem Kelch des Feuers noch die Planke mit dem Gesicht meines Freundes Mandra Korab enthielt.

»Welche?«

»Ich muß Mandra befreien!«

Natürlich schockte dieser einfach dahingesprochene Satz die Chinesin, denn Shao wußte genau über Mandra und dessen Schicksal Bescheid. Sie stand da, starrte mich an und schüttelte einige Male den Kopf.

»Aber das ist doch nicht möglich!« hauchte sie. »Du willst tatsächlich Mandra Korab befreien?«

»Ja.«

Sie breitete die Arme aus. »Wie denn?«

»Das weiß ich auch nicht«, gab ich ehrlich zu. »Aber man wird mir schon helfen.«

Shao schaute zur Decke. »Meinst du etwa den Adler, der auf dich wartet?«

»Genau.«

Über ihren Körper lief ein Schauer, und sie wollte etwas sagen, aber sie schaffte es nicht. Es war auch ein sehr harter Stoff, den ich ihr da zu schlucken gegeben hatte. Ich allerdings durfte keinerlei Zeit verlieren, ging auf den Schrank zu und öffnete ihn.

Den Kelch des Feuers beachtete ich nicht. Nur auf die Planke schaute ich und sah innerhalb des alt wirkenden Holzes das Gesicht meines indischen Freundes Mandra Korab.

Als ich ihn so anschaute, bekam ich Magendrücken. Natürlich kannte ich ihn, aber seine Züge hatten sich verzerrt. Sie schufen keine Grimasse, nur wurden sie von einer gewissen Anstrengung gezeichnet, ebenso von Depression.

Der Ausdruck der Augen kam mir müde vor, verlassen, verloren, ohne eine Hoffnung.

Ich wußte, was Mandra Korab durchgemacht hatte und fühlte mich selbst dem Heulen näher als dem Lachen.

»Verdammt!« flüsterte ich. »Wenn es eben geht, hole ich dich da raus, Mandra, das verspreche ich dir.«

Ob er mich gehört hatte, wußte ich nicht. An seinem Gesicht jedenfalls las ich keinerlei Reaktion ab. Und wenn ich über seine Wangen strich, fühlte ich nur das rauhe Muster des Holzes unter den Fingerspitzen. Von dem Gesicht spürte ich nichts. Es war einfach nur vorhanden, mehr nicht.

Mit der Planke in der Hand drehte ich mich wieder um. Shao kam zu mir. Auch ihr Gesicht war ernst. »Ich habe mir, als ich in deiner Wohnung saugte, das Bild so manches Mal angeschaut, und du kannst dir vorstellen, welche Gedanken mich quälten, aber nie hätte ich es für möglich gehalten, daß du noch einmal versuchen würdest, Mandra zu befreien.«

»Wieso nicht?«

»Ich weiß auch nicht!« hauchte sie. »Es erschien mir alles so fremd, so weit weg und so endgültig, wenn du verstehst.«

»Da hast du recht.«

Gemeinsam blickten wir auf die Planke. Es war sehr schwer zu glauben, daß sich in diesem alten Holzstück ein Mensch befand.

Oder der Geist eines Menschen, wobei das Gesicht vielleicht nur mehr ein zurückgebliebener Schatten war, dem Original detailgetreu entsprechend.

Ich hatte mir die Planke lange Zeit nicht mehr angeschaut, und mir fiel etwas auf.

Das Gesicht selbst hatte sich zwar nicht verändert, dennoch war es anders geworden, denn mir kam es vor, als hätte es eine gewisse

Blässe bekommen und wäre dabei, allmählich zu verschwinden oder von der Planke aufgesaugt zu werden.

Ich sprach mit Shao darüber.

Auch sie schaute jetzt genau hin und hob die Schultern. »Ich kann da nichts feststellen.«

»Vielleicht habe ich mich auch geirrt. Wobei ich hoffe, daß ich nach meiner Rückkehr keine Planke mehr in den Schrank zu stellen brauche, wenn du verstehst.«

»Natürlich, John, aber was soll ich den anderen sagen?«

Eine gute Frage, wobei es mir schwerfiel, darauf eine Antwort zu geben. Ich selbst kannte das Ziel der Reise nicht. Zwar hatte sich Garuda relativ konkret ausgedrückt. Wenn ich genaue Antworten geben sollte, war ich einfach dazu nicht in der Lage.

»Du weißt also nicht Bescheid?« fragte Shao, die mein Zögern bemerkt hatte.

»Nein.«

»Gut, dann wünsche ich dir viel Glück.«

»Danke.«

»Kann ich noch mit hochkommen?« fragte sie, als sie sah, daß ich Anstalten traf, meine Wohnung zu verlassen.

»Du willst aufs Dach?«

»Ja.«

»Meinetwegen.«

Shao lächelte knapp. »Diesmal wird es wohl kaum eine Höllenschlange sein, die uns Schwierigkeiten bereitet – oder?«

»Nein, dafür sorgt schon Garuda.« Wir hatten die Wohnung verlassen, und ich schloß ab. Die Planke hatte ich mir unter den linken Arm geklemmt und hielt sie fest. Freiwillig würde ich sie nicht aus der Hand geben, das stand fest.

Nebeneinander gingen wir zum Lift. Shao sprach von Suko und den anderen. Sie war sehr besorgt, da sie nicht wußte, was die Freunde alles erwartete.

»Sie sind doch zu fünft, da kann so leicht nichts schiefgehen«, beruhigte ich sie.

»Trotzdem, John. Oft genug sind es die harmlosen Fälle, die sich im nachhinein als so gefährlich erweisen.«

»Da hast du allerdings recht.« Ich zog die Lifttür auf. Gemeinsam betragen wir die Kabine und fuhren hoch. Wir mußten eine Etage zuvor aussteigen und den Rest des Weges über eine Treppe zurücklegen.

Um diese Zeit hielt sich keiner mehr in der obersten Etage auf.

Shao und ich schritten durch den verlassenen Flur auf eine Tür zu, hinter der die Treppe begann.

Die Tür war normalerweise verschlossen. Ich gehörte außer dem

Hausmeister zu den wenigen Leuten, die einen Schlüssel besaßen.

Ich öffnete, und die Treppe führte uns zum Dachaufbau, der penthouseähnlich errichtet worden war. Durch eine weitere Tür erreichten wir das normale Dach.

Nichts störte uns, niemand wollte uns hindern, und ich zog die zweite Tür auf.

Kalter Wind pfiff uns entgegen.

Über uns lag der düstere Nachthimmel, über den dicken Wolkenberge in Richtung Osten segelten.

Es regnete zum Glück nicht, auch fiel kein Schnee vom Himmel, nur der Wind war kalt.

»Willst du zurückbleiben?« fragte ich Shao, als sie sich zusammenkauerte und gegen den Wind anstemmte.

»Nein, ich will Garuda sehen.«

»Dann komm mit.«

Wir betraten das Dach gemeinsam. Ich wußte ja, wo ich abgestiegen war, wandte mich dorthin und hörte hinter mir einen heftigen Schlag, als der Wind die offene Tür packte und sie zuhämmerte.

Ich drehte mich noch um und glaubte, auf dem dunklen Dachboden eine Bewegung festzustellen.

Der größte Teil der Dachfläche lag frei vor uns. Nur das Penthouse hob sich ab. Nach einigen Schritten bereits blieb ich stehen.

»Was ist denn?« fragte Shao.

Ich hob die Schultern. »Er ist verschwunden. Einfach weg.«

»Das gibt es doch nicht.«

»Doch, es stimmt.« Ich deutete nach vorn und krümmte den Zeigefinger. »Da genau habe ich ihn zurückgelassen, und er hatte auch nichts dagegen.«

»Weshalb ist er dann verschwunden?« fragte Shao. Sie wandte ihr Gesicht dem Wind ab.

»Wenn ich das wüßte.«

»Vielleicht hat er dich reingelegt, John. Er treibt unter Umständen ein falsches Spiel.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Du mußt es wissen.«

Das war gut gesagt. Tatsächlich wußte ich überhaupt nichts. Ich konnte mir Garudas rätselhaftes Verhalten nicht erklären. Ohne Grund war er bestimmt nicht verschwunden.

Wäre ich allein auf dem Dach gewesen, hätte es mir nicht soviel ausgemacht, aber da war Shao, und ich wollte sie nicht in Schwierigkeiten bringen. Außerdem dachte ich zwangsläufig an das gefährliche Abenteuer mit der Höllenschlange. Viel wohler als damals fühlte ich mich jetzt auch nicht.

»Tu mir einen Gefallen, Shao, und geh wieder zurück. Ich weiß nicht,

wer oder was hier lauert, aber es kann gefährlich werden.«
»Okay.« Shao drehte sich um, auch ich wandte mich ab, um weiter auf die Dachmitte zu gehen.
Da hörte ich Shaos Ruf.
Sofort wirbelte ich herum.
»John!« schrie sie und stand da mit ausgestrecktem Arm. »Da ist eine Schlange…«
Ich überwand die Distanz zu ihr mit wenigen Sätzen, blieb neben ihr stehen und sah, daß sich der dunkle Boden in der Nähe tatsächlich bewegte.
Leider war es sehr finster, aber was sich nicht weit entfernt von unseren Füßen auseinanderringelte, das sah mir verdammt nach einer gefährlichen Schlange aus.
Zudem hatte ich so ein Tier noch nie gesehen. Es war schwarz wie die Nacht, und nur die lidlosen Augen hoben sich metallisch glänzend aus dem schmalen Kopf ab.
Ich gehörte eigentlich zu den Menschen, die Schlangen mögen. Sie sind sehr nützlich, ich bewundere ihre Bewegungen, ihre Geschmeidigkeit, aber bei meinen Fällen waren sie mir stets als Gegner erschienen, deshalb sah ich sie auch hier als Feind an.
Shao war so weit zurückgegangen, daß sie hinter mir stand. Zudem hatte sie von Schlangen gesprochen, ich sah nur eine.
Das änderte sich schnell.
Auf dem Dach des Penthouses bemerkte ich eine weitere Bewegung, und im nächsten Augenblick schob sich der Kopf einer zweiten Schlange über die Kante. Dabei blieb es nicht. Von den anderen Seiten tauchten eine dritte und vierte auf.
Das Dach wurde für uns zur Falle!
Shao begann zu lachen. »Jetzt weiß ich auch, weshalb der Adler verschwunden ist.«
»Unsinn!« widersprach ich. »Garuda ist der Todfeind der Schlangen. Wenn uns einer helfen kann, dann ist er es.«
Shao nickte, ohne allerdings überzeugt zu sein, das sah ich ihr deutlich an.
Was sollte ich machen?
Der Weg zum Ausgang war uns versperrt. Auch zu den Seiten konnten wir nicht weg, weil dort ebenfalls die Schlangen ihre gefährlichen Kreise zogen.
Es blieb der Kampf.
Während ich überlegte, erkannte ich auch die Taktik der Viecher.
Die schwarzen Schlangen hatten sich entschlossen, uns in die Enge zu treiben.
Und das geschah auf eine raffinierte Art und Weise. Ich hatte es aufgegeben, sie zu zählen, dafür ließen sie ein Loch offen, durch das

wir schlüpfen sollten.
Es befand sich hinter uns.
Da lauerte gleichzeitig der Dachrand, so daß wir uns aussuchen konnten, von den Schlangen gebissen zu werden oder in die Tiefe zu stürzen.
Noch war es nicht soweit. Zudem sah ich nicht ein, mich hier wehrlos fertigmachen zu lassen.
Ich holte die Beretta hervor und richtete die Mündung auf einen der näherrückenden, zahlreichen Schlangenköpfe.
Da er sich bewegte und auch die Dunkelheit bestimmt kein Ziellicht abgab, war es für mich schwer, ihn zu treffen. Ich verfolgte ihn noch mit der Waffenmündung und wartete auf einen günstigen Moment, während Shao neben mir stand und meinen Aktionen aus großen Augen zusah.
Dann hatte ich Glück.
Für einen winzigen Moment blieb einer der Schlangenköpfe in einer verhältnismäßig ruhigen Lage.
Sofort drückte ich ab.
Das peitschende Beretta-Echo rollte über das Dach, ich sah das Zucken der Schlange und wußte, daß ich voll getroffen hatte.
Der aufatmende Luftzug jedoch blieb mir im Hals stecken, als wir mitbekamen, was weiter geschah. Zuerst wurde der Schlangenkörper in die Höhe gewuchtet, als wäre er von Fäusten geschleudert worden. Dann sah es so aus, als würde er in der Luft stehenbleiben.
Das geschah tatsächlich, bis der Körper explodierte, zerstört wurde und sich im gleichen Moment aus den Fetzen der Schlange drei neue Tierchenbildeten, wobei eine Schlange in unsere Nähe gewirbelt wurde und ich Shao blitzschnell aus der Gefahrenlinie riß.
Die Schlange klatschte neben Shao zu Boden, drehte sich sofort und wollte die Chinesin angreifen.
Wir mußten zurück und zur Seite, wobei wir uns immer mehr der Dachkante näherten.
»Das war wohl nichts!« keuchte die Chinesin.
»Kannst du laut sagen.« Ich schüttelte den Kopf und hielt dabei meine Umgebung im Auge. »So etwas habe ich auch noch nicht erlebt, daß aus einem von einer geweihten Silberkugel getroffenen Wesen gleich drei andere werden. Ich merke es mir aber.«
»Falls das nicht zu spät ist.«
Shaos Pessimismus war begründet, da wir uns nicht mehr allzu weit vom Dachrand entfernt befanden.
Vielleicht noch zwei Schritte…
»Und das Kreuz?« fragte Shao.
»Hilft gegen die indische Mythologie!«
»Aber die Heilige Silbe…!«

Ich schüttelte den Kopf. »Du weißt, ich bin ein Unreiner. Wenn ich sie ausspreche, dann nur…« Ich redete nicht mehr weiter, da wir wieder zurück mußten.

Unter dem linken Arm hielt ich die Planke fest. Die Schlangen, die uns fast eingekreist hatten, kamen immer näher, und sie richteten sich bereits auf.

Es waren die schwarzen, die gefährlichen, die unheimlichen, und ich wurde plötzlich an eine Szene erinnert, wo man mich an einen Felsen gefesselt hatte und aus dem Wasser ähnliche Geschöpfe gesprungen waren.[5]

Genau die waren es!

»Sollen wir springen, John?« erkundigte sich Shao zitternd und trat bis an die Kante heran.

Ein Windstoß packte sie, wehte die Haare hoch. Sie mußte die Arme ausstrecken und hielt sich an meiner Schulter fest.

Im gleichen Augenblick hatte die erste Schlange meine Fußspitzen erreicht…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 353 »Flucht vor dem Grauen«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 025 »Die Leichenstadt«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 121 »Asmodinas Höllenschlange«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 322 »Das Fratzengesicht«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 323 »Gefangen am Todesfelsen«